Condorcet

Die Geschichte

Unserer Zeit,

bearbeitet

von

Carl Strahlheim,

ehemaligem Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Sechster Band.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

L 23/6
K. B. GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Unsere Zeit,

oder

geschichtliche Uebersicht

de

merkwürdigsten Ereignisse

von 1789 — 1830,

nach den

vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Werken bearbeitet

von einem

ehemaligen Officiere der kaiserlich französischen Armee.

Einundzwanzigstes Heft.

Stuttgart,
gedruckt bei E. F. Wolters.
1827.

Die französische
Staats-Umwälzung.

Zweite Periode.

Geschichte
der
gesetzgebenden oder zweiten
National-Versammlung.

Die Septembermorde. (Fortsetzung.)

In dem Gefängnisse zu Bicetre, außer der Stadt, saßen 4 bis 5000 Personen gefangen. Dieses Gefängniß ist ein ungeheures Gebäude, oder vielmehr eine Reihe von Gebäuden, eine kleine Stadt. Hier dauerte das Gemetzel am längsten, hier war dasselbe am gräßlichsten; hier wurden Gefangene und Kranke (denn das Gebäude war zugleich ein Hospital) ohne Unterschied umgebracht. Das Morden dauerte acht Tage und acht Nächte ununterbrochen fort. Als die Mörder sahen, daß es mit Flinten, Pistolen und Säbeln zu langsam ging, und daß die Gefangenen sich wehrten, schossen sie mit Kartätschen unter den Haufen. Zwei Sectionen der Stadt liehen ihre Kanonen dazu. Die Gefangenen vertheidigten sich aber so hartnäckig und so gut, daß sie wohl die Oberhand gewonnen haben möchten, wenn nicht noch mehr Kanonen wären herbeigeführt worden. Zuletzt flüchtete sich eine kleine Anzahl Gefangener in die Keller und in die unterirdischen Gewölbe des weitläufigen Gebäudes. Hier wurden sie alle ersäuft, indem man durch die Kellerlöcher so lange Wasser hineinfließen

ließ, bis die Keller voll waren. Pethion kam dazu, sprach mit den Mördern, ersuchte sie, dem Morden Einhalt zu thun, und bat, die wenigen noch übrigen Gefangenen zu verschonen. Die Mörder wiesen den Maire auf eine harte Weise ab. Nun stieg Pethion wieder in seinen Wagen, und sagte im Weggehen die schrecklichen Worte: „Wohlan, so macht, daß Ihr fertig werdet."

Ein Schriftsteller, Namens Duplaine de St. Albine, der in der Abtei gefangen saß, rettete sich durch eine außerordentliche Gegenwart des Geistes. Als die Thüre des Kerkers, in welchem er nebst andern Gefangenen sich befand, eingesprengt wurde, kam er, mit einem Messer in der Hand, bis an den eindringenden Haufen des Volks. Schnell wandte er sich jetzt um, eilte in das Gefängniß zurück, von dem Pöbel begleitet, stieß einem unglücklichen gefangenen Priester das Messer in die Brust, drängte sich nachher durch den Haufen der Mörder, der ihn für ihres Gleichen hielt, durch, eilte nach seiner Wohnung, und fiel ohnmächtig nieder als er in dieselbe eintrat.

Sobald die versammelten Bürger der Section du Contrat social erfuhren, daß die Gefangenen ermordet würden, sandten sie drei Mal nach einander eine Deputation nach dem Gefängnisse der Abtei, um zwei Bürger aus ihrer Section zurückzufordern, die sich in jenem Gefängnisse befanden. Keine dieser

Deputationen konnte durch den versammelten Pöbel bis zur Abtei durchdringen. Nun stand ein Uhrmacher, Namens Barre, auf, und sagte, wenn man eine vierte Deputation absenden und ihn dazu ernennen wolle, so hoffe er glücklicher zu seyn. Man ernannte drei Deputirte, deren einer Herr Barre war. Als sie ankamen und das schreckliche Gemetzel in der Nähe sahen, liefen die andern beiden Deputirten aus Schrecken weg, und ließen Herrn Barre allein. Ueber verstümmelte Glieder und bis an die Knöchel im Blute watend, schritt er langsam vorwärts. Als er vor der Thüre des Gefängnisses ankam, ergriffen ihn zwei von den Mördern beim Kragen, und brüllten ihn an: „Kerl! was willst du hier? Bist du deines Lebens satt?" — „Ich komme, erwiederte er, um zwei Bürger meiner Section zurückzufordern." — „Wo ist deine Vollmacht?" — „Hier." — „Nun so tritt herein. Lügst du, so werden wir Dich schon zu finden wissen."

Barre trat herein. Andere Mörder richteten dieselben Fragen an ihn, die er auf dieselbe Weise beantwortete. Einige dieser Kerle tranken, andere rauchten Tabak, noch andere lagen betrunken herum und schliefen. Zwei oder drei Fackeln erleuchteten diesen Ort der Gräuel. Der Präsident saß vor einem Tische, auf welchem Papiere, Gläser, Flaschen, Tabakspfeifen und blutige Schwerter durch einander

lagen. Barre trug sein Anliegen vor, und zeigte dem Präsidenten seine Vollmacht, während ihn zwei Mörder beim Kragen hielten. „Wir wollen sehen, sagte der Präsident, ob diejenigen, welche du forderst, noch da sind.“ Mit diesen Worten durchlief er sein Verzeichniß, und rief dann aus: „Ja, sie sind da; aber,“ indem er sich an Barre wandte, „warum sind sie hier?“ — „Wegen eines kleinen Zwistes, der keine Folgen gehabt hat.“ — „Ist das gewiß?“ — „Ja, gewiß.“ — „Stehst du mit deinem Kopfe dafür?“ — „Ja.“ — „Wohlan, so unterschreibe dieses Papier. Findet sich jetzt nur der leiseste Verdacht, daß sie Aristokraten sind, so springt dein Kopf.“ — Mit diesen Worten schlug der Präsident die Namen der Gefangenen in einem Buche nach, und rief aus: „Er hat Recht! Er hat nicht gelogen! Man hole die beiden Männer!“ Sie wurden gebracht, und der Präsident sagte zu Barre: „Hier sind sie, gehe weg und nimm sie mit.“ Barre nahm jeden derselben an einen seiner Arme, drückte sie an sich, und bat um eine Wache bis auf die Straße. Der Präsident befahl zweien Menschen, vor ihm her zu gehen, und den Todtschlägern zu sagen, daß sie ihn vorbeilassen möchten. Die beiden Kerle ergriffen ihn beim Kragen, und rissen ihn schnell mit sich fort. Als er eben über die Thüre des Gefangenenhauses in die Straße treten wollte, fiel ein Jüngling von neunzehn bis zwanzig Jahren vor ihm auf die Knie,

und schrie mit flehender Stimme: „Retten Sie mich auch, Herr, retten Sie mich auch!“ Barre hatte keine Zeit zu antworten, so schnell schleppten ihn seine Begleiter mit sich hinweg, während andere über den Jüngling herfielen, denselben in die Straße zogen und ihm den Kopf abhackten. Barre wollte nun wegeilen, hielt aber immer noch seine beiden geretteten Gefangenen fest. Ein Haufen der Mörder trat ihm in den Weg, umringte ihn und einer derselben sagte, indem er ihm den Unglücklichen zeigte, welcher eben erst niedergemacht worden war und dessen Körper noch zuckte: „Willst du ein Aristokratenherz sehen?“ Indem der Unmensch dieses sprach, schlitzte er mit seinem Säbel den Körper auf, riß das blutige Herz heraus und zeigte es Herrn Barre. Darauf nahm er einem seiner Kameraden ein Glas aus der Hand, drückte das Blut aus dem Herzen in dasselbe und trank etwas davon. Barre konnte nicht unterscheiden, ob vorher Wein, Wasser, Branntwein oder ein anderes Getränk in dem Glase gewesen war, weil das Glas wegen des inwendig und auswendig daran klebenden Blutes ganz undurchsichtig war. Nachdem der Kannibale getrunken hatte, überreichte er das Glas dem Herrn Barre mit den Worten: „Thu' Bescheid.“ Er mußte sich stellen, als kostete er das gräßliche Getränk. Darauf rief der Mörder: „Du bist ein braver Kerl. Gäbe es noch viele Menschen wie du bist, in den Sectio-

nen, so wären fünfzig arme Teufel, die ich heute umgebracht habe, beim Leben geblieben!" Barre ging jetzt nach Hause mit seinen beiden geretteten Gefangenen, verfiel aber in eine Krankheit, die mehrere Tage anhielt.

Cahier de Gerville, der vormalige Minister, saß in der Abtei gefangen, er wurde aber ebenfalls gerettet. Ein Mensch trat herein, sah ihn an und sagte: „Was machst du hier, du siehst ja recht ruhig aus?" — „Man hat mich im Verdacht, ich bin aber unschuldig," antwortete der Exminister. — „Ist das, so will ich dich retten," versetzte der Mensch, der auch Wort hielt.

Die andern Damen, außer der Prinzessin Lamballe, hatte man verschont, so hoch auch ihre Geburt oder ihr Rang, oder so groß ihre Anhänglichkeit für die königliche Familie seyn mochte. Die Prinzessin von Tarent, die Marquise von Tourzel, hatten sich gleichfalls geweigert, dem König und der Königin Haß zu schwören, und das Volk bewunderte einen Muth, welcher die Ursache des schrecklichen Todes der liebenswürdigen Lamballe gewesen war. Die Damen Septeuil, de St. Brice, de Navarre und Thibaut wurden gleichfalls gerettet, und durch mit Blut befleckte Männer in ihre Wohnungen zurückgebracht. An ihren Köpfen waren dreifarbige Bänder befestigt, welche das Zeichen waren, daß sie Gnade bei ihrem Richter gefunden hatten.

Schon den 3. Sept. hatte der Gemeinderath der Hauptstadt versichert, daß dieselbe vollkommen ruhig, und die Metzelei geendigt sey; demungeachtet dauerte das Morden noch bis den 6. September spät in der Nacht fort, bis endlich die Gefängnisse ganz geleert und folglich niemand zum Ermorden mehr vorhanden war.

Die Mörder hatten sich zuletzt noch an Gefangene gemacht, die wegen wirklicher Verbrechen eingekerkert waren, und dieselben gleichfalls erwürgt; dagegen hatten sie den Ehemann der berüchtigten Lamotte und einige Schriftsteller, die wegen Schmähschriften, welche sie gegen den Hof erlassen hatten, im Gefängnisse saßen, frei gelassen.

Kaum läßt sich diese Mordlust gegen Spitzbuben, Beutelschneider, Diebe u. s. w., welche sich unter den gefangenen Verbrechern befanden, anders erklären, als durch den sechstägigen anhaltenden Blutdurst der Mörder, welche Tag für Tag 24 Livres Besoldung erhielten, so lange die Mordthaten dauerten. Dieses Geld wurde ohne Hehl ausgetheilt. Die Protocolle des Gemeinderaths sind mit Angaben solcher entsetzlichen Blutgelder angefüllt, und viele von Tallien, Panis und Sergent unterzeichneten Anweisungen versprachen den Mördern Gratificationen. —

Die Mörder setzten nur wenige von den Gefangenen in Freiheit, welche wegen geringer Vergehen

verhaftet worden waren, und tödteten alle, bis auf die, welche zu kleinen corectionellen Strafen von den Gerichten verurtheilt worden waren.

Roland hatte indessen noch den Muth gehabt, folgendes Schreiben an Santerre ergehen zu lassen, um dem Morden Einhalt zu thun.

„Im Namen der Nation, und auf Befehl der Nationalversammlung und der vollziehenden Gewalt, trage ich Ihnen auf, mein Herr, alle Truppen, welche das Gesetz Ihren Händen anvertraut hat, in Bewegung zu setzen, um zu verhindern, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthums nicht verletzt werde. Für alle Verbrechen, die an irgend einem Staatsbürger in der Stadt Paris begangen werden möchten, müssen Sie verantwortlich seyn. Ich übersende Ihnen ein Exemplar des Gesetzes, welches Ihnen die Aufsicht und die Sicherheit befiehlt, die ich anempfehle, und ich benachrichtige die Nationalversammlung sowohl, als den Maire von Paris, von den Befehlen, die ich Ihnen ertheile."

Santerre antwortete:

„Herr Minister! Diesen Augenblick erhalte ich Ihren Brief. Er fordert mich im Namen des Gesetzes auf, über die Sicherheit der Saatsbürger zu wachen. Sie reißen die Wunden wieder auf, an denen mein Herz leidet, da ich jeden Augenblick die

Verletzung eben dieser Gesetze sowohl als die Ausschweifungen erfahre, denen man sich überlassen hat. Ich habe die Ehre, Ihnen vorzustellen, daß, sobald ich erfuhr, daß das Volk an den Gefängnissen sey, ich den Commandanten der Bataillone die genauesten Befehle gab, in zahlreichen Patrouillen zu streifen, so wie auch den Commandanten des Tempels und andern, die sich in der Nähe der Wohnung des Königs und des Hotels de la Force befinden, denen ich jenes Gefängniß empfahl, welches noch nicht angegriffen war. Ich will meine Kräfte bei der Bürgermiliz verdoppeln, und ich schwöre Ihnen, daß, wenn dieselbe unthätig bleibt, mein eigener Körper dem ersten Staatsbürger, den man zu beleidigen versuchen möchte, zum Schilde dienen soll."

Ueber das Betragen des Ministers Danton an jenen schrecklichen Tagen erzählt Brissot die folgende Anekdote. Brissot kam, weil ihm bange war, am Morgen des 4. Septembers zu dem Minister. Er fand denselben mit Fabre d'Eglantine allein, und beklagte sich bei ihm, nicht sowohl über die Mordthaten selbst, als vielmehr über die Ungerechtigkeit, mit der man dabei verfahre, und über die Möglichkeit, Unschuldige hinrichten zu lassen. „Wie können Sie, rief Brissot, verhindern, daß nicht Unschuldige ermordet werden?" — „Nicht Einer, nicht Ein Unschuldiger wird hingerichtet," erwiederte Danton. — „Wer bürgt Ihnen dafür?" fragte Brissot

„Ei, versetzte der Minister, ich habe mir die Verzeichnisse der Gefangenen geben lassen, und diejenigen sind ausgestrichen worden, die losgelassen werden konnten!" — Ein deutlicher Beweis, daß die Mordthaten zufolge eines vorher verabredeten Plans geschahen, und daß Danton einer der Urheber dieses Planes war.

Der Bürgerrath der Stadt Paris, weit entfernt, dem Morden Einhalt thun zu wollen, welches er selbst veranstaltet hatte, erließ an alle Bürgerräthe Frankreichs die folgende abscheuliche Proclamation, welche am 3. Sept., während der Zeit, da die Ermordungen fortdauerten, durch Eilboten nach allen Theilen des Königreiches versandt wurde:

„Brüder und Freunde!"

„Da ein schreckliches, von dem Hofe veranstaltetes Complott, alle Patrioten des französischen Reiches zu ermorden, ein Complott, an welchem eine große Anzahl Mitglieder der Nationalversammlung Theil genommen hatte, am 9. des verwichenen Monats die Gemeinde der Stadt Paris in die grausame Nothwendigkeit versetzt hat, die Macht des Volkes wieder in ihre Hände zu nehmen, um die Nation zu retten, so hat sie seither nichts verabsäumt, sich um das Vaterland verdient zu machen; ein ehrenvolles Zeugniß, welches ihr so eben die Nationalversammlung selbst gegeben hat. Seither (sollte man

es glauben!) sind neue, nicht weniger scheußliche Complotte im Finstern veranstaltet worden. Diese brachen in eben dem Zeitpunkte aus, als die Nationalversammlung vergaß, daß sie erklärt hatte, der Bürgerrath der Stadt Paris hätte das Vaterland gerettet, und sich bemühte, denselben zur Belohnung für seinen brennenden Bürgersinn abzusetzen. Das bei dieser Nachricht von allen Seiten erhobene laute Geschrei hat der Nationalversammlung zu verstehen gegeben, wie dringend nothwendig es für sie sey, sich mit dem Volke zu vereinigen, und, durch Widerrufung des Decrets der Absetzung, dem Bürgerrathe die Gewalt wieder zu geben, die ihm vom Volke übertragen worden war."

„Der Bürgerrath, welcher stolz darauf ist, das Zutrauen der Nation in seinem ganzen Umfange zu genießen, wird sich jederzeit bemühen, dieses Zutrauen mehr und mehr zu verdienen. Da er sich in dem Mittelpunkte aller Verschwörungen befindet, und entschlossen ist, sich für das gemeine Beste aufzuopfern, so wird er sich nicht eher rühmen, seine Pflichten gänzlich erfüllt zu haben, als bis er euern Beifall, welcher der Gegenstand aller seiner Wünsche ist, erhalten haben wird. Dieses Beifalls kann er aber nicht anders versichert seyn, als wenn alle Abtheilungen Frankreichs die von ihm zur Rettung des gemeinen Wesens ergriffenen Maßregeln gebilligt haben werden."

„Da er sich zu den Grundsätzen der vollkommensten Gleichheit bekennt, da er nach keinem andern Vorzuge strebt, als darnach, sich zuerst vor die Bresche zu stellen, so wird er ohne Verzug sich der am wenigsten zahlreichen Gemeinde des Reiches gleich stellen, sobald das Vaterland nichts mehr von den Horden der grimmigen Trabanten zu befürchten haben wird, die jetzt gegen die Hauptstadt anrücken."

„Der Bürgerrath der Stadt Paris eilt, seine Brüder in allen Abtheilungen Frankreichs zu benachrichtigen, daß ein Theil der grimmigen Verschwornen, die in den Gefängnissen aufbewahrt wurden, durch das Volk umgebracht worden ist. Diese Handlung der Gerechtigkeit hat demselben dringend nothwendig geschienen, um durch den Schrecken jene Legionen von Verräthern, die in seinen Mauern versteckt sind, zu der Zeit im Zaume zu halten, da es gegen den Feind marschiren sollte. Unstreitig wird die ganze Nation, nach der langen Folge von Verräthereien, durch welche sie an den Rand des Verderbens gebracht worden ist, diese, für das gemeine Beste so nothwendige Maßregel eiligst ergreifen, und alle Franzosen, so wie die Pariser, ausrufen: „wir marschiren gegen den Feind; wir wollen aber nicht diese Mordbrenner hinter uns lassen, die unsere Weiber und Kinder ermorden könnten!"

„Brüder und Freunde! Wir erwarten, daß ein Theil von Euch uns zu Hülfe kommen werde, um die unzählbaren Legionen der Trabanten jener Despoten zurückzutreiben, die sich zum Untergange der Franzosen verschworen haben. Wir wollen gemeinschaftlich das Vaterland retten, und uns selbst den Ruhm verschaffen, dasselbe dem Untergange entrissen zu haben."

„Paris, am 3. September 1792.

„Pierre Duplain, Panis, Sergent, Lenfant, Jourdeuil, Marat, der Volksfreund, de Fourgues, Leclerc, Dufort, Cally — von dem Bürgerrathe gewählt und in dem Hause des Maire versammelt."

„N. S. Unsere Brüder werden ersucht, diesen Brief drucken zu lassen, um denselben allen Bürgerbehörden in ihrem Bezirke mitzutheilen."

Der Bürgerrath der Stadt Paris schickte eine Gesandtschaft von dreien seiner Mitglieder, Tallien, Truchon und Guiraud, an die Nationalversammlung, um derselben von dem, was geschehen war, Bericht abzustatten.

Truchon sagte: die Gefängnisse seyen geleert, die Gefangenen seyen ermordet, er habe sich nach dem Gefängnisse der Force begeben, und daselbst, so wie zu Sainte Pelagie, alle diejenigen, die wegen Schulden gefangen gesessen hätten, in Freiheit ge-

setzt. Die übrigen hätte er den Mördern zurückgelassen. „Als ich, setzte er hinzu, nach dem Rathhause zurückkam, fiel mir ein, daß ich in dem Gefängnisse der Force den Theil, in welchem die Weiber verwahrt wurden, nicht besucht hatte. Ich begab mich daher sogleich noch einmal dahin, und ließ vierundzwanzig Weiber los." Demzufolge war es, nach seinem eigenen Geständnisse, dieser Bösewicht, der Commissär Truchon, Mitglied des Pariser Bürgerrathes, welcher die Prinzessin Lamballe und die übrigen Gefangenen im Gefängnisse der Force den Händen der Mörder überließ.

T a l l i e n sagte: er habe sich nach dem Gefängnisse der Abtei begeben, und die Gefangenen zu retten versucht; die Commissarien hätten alles Mögliche gethan, um die Unordnungen zu verhindern, sie hätten aber der einigermaßen gerechten Rache des Volkes keinen Einhalt thun können. — So sprachen obrigkeitliche Personen! Unmenschliche Mordthaten, vor denen die Natur zurückbebt, nannten sie U n o r d n u n g e n, eine g e r e c h t e R a c h e d e s V o l k e s!

Die Zahl der Ermordeten läßt sich nicht bestimmt angeben: indessen behaupteten die Mitglieder des Barfüßerclubbs, die es am besten wissen konnten, es seyen 7000 Personen geschlachtet worden.

Um die Mordthaten zu rechtfertigen, erzählte man dem Volke Folgendes:

„Es habe eine abscheuliche Verschwörung, eine Abrede zwischen dem Herzoge von Braunschweig und einigen Pariser Verräthern bestanden gehabt; sobald die neuen Rekruten ausgehoben worden seyn, und die an die Gränzen bestimmten Soldaten Paris verlassen gehabt haben würden, hätten eben diese Verräther, die sich lange als Vaterlandsfreunde verlarvt hätten, das Commando über ein beträchtliches Corps übernehmen sollen, welches in der Stadt und den umliegenden Gegenden vertheilt sey, und längst im Solde des Hofes gestanden hätte. Diese versteckten Anführer hätten, an der Spitze ihrer versteckten Krieger, die Gefängnisse aufbrechen und die Gefangenen bewaffnen, dann zum Tempel ziehen, die königliche Familie in Freiheit setzen und den König proclamiren; — alle Patrioten aber, die in Paris geblieben wären, sowohl, als die Weiber und Kinder derjenigen, die es verlassen haben würden, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen, zum Tode verurtheilen sollen.

Dieses Gerücht verbreitete man unter dem Volke, um die Mordthaten zu rechtfertigen, welche in den Gefängnissen verübt wurden, um den Pöbel aufzuhetzen, an denselben Theil zu nehmen, und um jeden Widerstand abzuschrecken.

Die Lobsprüche, welche die Pariser Schriftsteller denselben ertheilten, waren noch empörender als die

Mordthaten selbst. Alle (sogar die französische Nationalzeitung, welche der Minister Lebrün schrieb, oder unter seiner Aufsicht schreiben ließ), nannten diese Gräuelthaten ein schreckliches, aber nothwendiges Beispiel der Gerechtigkeit des Volks. „Man ermordete die Unschuld, und sagte nur, das Volk thue dergleichen in guter Absicht, aber aus Irrthum. Viele Zeitschriften warfen einen Mantel über die größten Gräuelthaten, und nannten sie eine Uebertreibung der Vaterlandsliebe. Niemand wagte zu tadeln, und nie fürchtete und schmeichelte man einem Tyrannen so sehr, als dem souverainen Volke."

Gorsas lobte die Mordthaten in seinem Journal. Er schrieb: „diese Mordthaten sind nicht nur gerecht, sie sind auch nothwendig." Ein andermal setzte er hinzu: „das Volk betrügt sich nicht in seiner Rache: mögen sie umkommen!"

Gorsas sowohl, als andere Patrioten, sprachen in der Folge ganz verschieden von diesen Gräuelthaten, da sie erfuhren, daß sie selbst auf der Liste gestanden hätten. „Ich habe Leute gesehen," sagt der Correspondent des Herrn von Archenholz, „die am Sonntage die Exekutionen für recht und billig hielten, und am Dienstage erfuhren, daß auch sie auf der Proscriptionsliste gestanden waren. So gefährlich ist es, sich von den Grundsätzen der strengen Gerechtigkeit auch nur um ein Haar breit zu entfernen!"

Das Schreiben, welches der Bürgerrath der Stadt

Paris an die übrigen Bürgerbehörden des Königreiches gesandt hatte, um sie aufzumuntern, sich ihrer Gefangenen auf eine ähnliche Weise zu entledigen, blieb nicht ohne Wirkung.

Der Kriegsminister Servan berichtete der Versammlung: Es sind zwei mit Waffen beladene Wagen, welche für die Armee bestimmt waren, unter Aufsicht eines Artillerie-Officiers durch Charleville geführt worden; der Pöbel war der Meinung, diese Waffen würden dem Feinde zugeführt, derselbe hielt den Wagen an und mordete den Officier.

Zu Sedan fielen ähnliche Mordthaten vor. Zu Rheims und zu Meaux wurden die Gefangenen umgebracht. Zu St. Amand faßte der Pöbel gegen den Sohn des Postmeisters Verdacht, als habe er dem Feinde Nachrichten zugetragen; er wurde ermordet und sein Leichnam durch die Straßen der Stadt geschleift. Zu Lyon zog der Pöbel nach dem Schlosse Pierre en Cise, wo die Gefangenen verwahrt wurden. Ungeachtet der Bitten und Vorstellungen einiger rechtschaffenen Magistratspersonen wurden alle Gefangenen todt geschlagen, und ihre Köpfe auf Piken in der Stadt Lyon herumgetragen. Auch diejenigen Gefangenen, welche in der Stadt selbst verwahrt waren, vorzüglich die Priester, wurden alle umgebracht.

Ein Fischhöker zu Clermont gerieth mit einigen Bretagnern in Streit. Er war unvorsichtig genug,

Schimpfreden auszustoßen, die das ganze Commando angriffen. Die Bretagner drohten ihm mit dem Tode und machten Anstalten, die Drohung zu vollziehen, als sich eine Magistratsperson des Fischhökers annahm und den Bretagnern zurief: „Halten Sie ein, meine Herren! Was Teufel! so bringt man keinen Menschen ums Leben!" Die Magistratsperson versprach den Bretagnern Genugthuung; sie ließen es sich gefallen, daß der Mann, welcher sie beleidigt hatte, auf die Stadtwache gebracht werde, damit man sein Vergehen gesetzmäßig untersuche und bestrafe. Der wachthabende Officier ließ den Gefangenen aus Nachlässigkeit oder Vorsatz entwischen. Hierüber wurden die Bretagner so aufgebracht, daß sie den Officier zu tödten drohten. Dieser versteckte sich. Da sie nun an ihm keine Rache nehmen konnten, so wollten sie die Stadt in Brand stecken, wofern man nicht entweder den Gefangenen oder den wachthabenden Officier aufsuche und bestrafe. Der Magistrat sandte zwanzig Mann zu Pferde ab, um den Fischhöker in der ganzen Provinz aufzusuchen. Man fand ihn zehn Stunden von Clermont entfernt, und brachte ihn gefangen zurück. Seine Wache glaubte, er würde höchstens eine kleine Geldstrafe erlegen und den Beleidigten abbitten müssen; allein die Bretagner überwältigten die Wache, als dieselbe in Clermont ankam, und schlugen dem Gefangenen den Kopf ab. — Ein Bürger von Cler-

mont erzählte diese Geschichte dem Herrn Moore, und viele andere Bürger hörten es. „Es ist abscheulich," sagte Einer; „entsetzlich!" ein Anderer. „Es ist nun ein Mensch weniger in der Welt," sagte ein Dritter — und nahm eine Prise Tabak.

Zu Orleans wurden nicht nur mehrere Personen getödtet, sondern der Pöbel plünderte die Häuser, nahm weg was ihm gefiel, und verbrannte das übrige mitten in den Straßen, ohne daß irgend Jemand es gewagt hätte, dem Unfug Einhalt zu thun. „Fünfzig entschlossene Bewaffnete," sagt ein Augenzeuge, „hätten ohne Schwierigkeit das Gesindel auseinander getrieben, welches die Häuser mit aller möglichen Muse ausräumte, und die Möbeln zerschmettert auf dem Platze Marbois auf einen Haufen zusammen trug und anzündete. Es läßt sich kein wilderes Gemälde denken. Ich glaubte mich auf die Küsten von Neuseeland versetzt. Um die Flammen, welche der Wind ungestümm durcheinander blies, wurde unter Gesang und Flaschengeklirre getanzt, während vier Unglückliche, über Diebstahl ertappt, im Feuer umkamen. Man hatte die Mordlust gehabt, einen zwölfjährigen Knaben hineinzuwerfen, der sich gelüsten ließ, ein halbes Dutzend Lichter zu stehlen."

Höchst merkwürdige und interessante Begebenheiten und Einzelnheiten, welche an den furchtbaren Septembertagen in den verschiedenen Gefängnissen und

Schimpfreden auszustoßen, die das ganze Commando angriffen. Die Bretagner drohten ihm mit dem Tode und machten Anstalten, die Drohung zu vollziehen, als sich eine Magistratsperson des Fischhökers annahm und den Bretagnern zurief: „Halten Sie ein, meine Herren! Was Teufel! so bringt man keinen Menschen ums Leben!" Die Magistratsperson versprach den Bretagnern Genugthuung; sie ließen es sich gefallen, daß der Mann, welcher sie beleidigt hatte, auf die Stadtwache gebracht werde, damit man sein Vergehen gesetzmäßig untersuche und bestrafe. Der wachthabende Officier ließ den Gefangenen aus Nachlässigkeit oder Vorsatz entwischen. Hierüber wurden die Bretagner so aufgebracht, daß sie den Officier zu tödten drohten. Dieser versteckte sich. Da sie nun an ihm keine Rache nehmen konnten, so wollten sie die Stadt in Brand stecken, wofern man nicht entweder den Gefangenen oder den wachthabenden Officier aufsuche und bestrafe. Der Magistrat sandte zwanzig Mann zu Pferde ab, um den Fischhöker in der ganzen Provinz aufzusuchen. Man fand ihn zehn Stunden von Clermont entfernt, und brachte ihn gefangen zurück. Seine Wache glaubte, er würde höchstens eine kleine Geldstrafe erlegen und den Beleidigten abbitten müssen; allein die Bretagner überwältigten die Wache, als dieselbe in Clermont ankam, und schlugen dem Gefangenen den Kopf ab. — Ein Bürger von Cler=

mont erzählte diese Geschichte dem Herrn Moore, und viele andere Bürger hörten es. „Es ist abscheulich," sagte Einer; „entsetzlich!" ein Anderer. „Es ist nun ein Mensch weniger in der Welt," sagte ein Dritter — und nahm eine Prise Tabak.

Zu Orleans wurden nicht nur mehrere Personen getödtet, sondern der Pöbel plünderte die Häuser, nahm weg was ihm gefiel, und verbrannte das übrige mitten in den Straßen, ohne daß irgend Jemand es gewagt hätte, dem Unfug Einhalt zu thun. „Fünfzig entschlossene Bewaffnete," sagt ein Augenzeuge, „hätten ohne Schwierigkeit das Gesindel auseinander getrieben, welches die Häuser mit aller möglichen Muse ausräumte, und die Möbeln zerschmettert auf dem Platze Marbois auf einen Haufen zusammen trug und anzündete. Es läßt sich kein wilderes Gemälde denken. Ich glaubte mich auf die Küsten von Neuseeland versetzt. Um die Flammen, welche der Wind ungestümm durcheinander blies, wurde unter Gesang und Flaschengeklirre getanzt, während vier Unglückliche, über Diebstahl ertappt, im Feuer umkamen. Man hatte die Mordlust gehabt, einen zwölfjährigen Knaben hineinzuwerfen, der sich gelüsten ließ, ein halbes Dutzend Lichter zu stehlen."

Höchst merkwürdige und interessante Begebenheiten und Einzelnheiten, welche an den furchtbaren Septembertagen in den verschiedenen Gefängnissen und

andern Orten vorgefallen sind, und theils durch Verhaftete selbst, die so glücklich waren, mit dem Leben davonzukommen, theils durch Augenzeugen erzählt, und der Geschichte aufbewahrt worden sind, worunter auch die kleine Broschüre Saint-Meards: Meine 38stündige Todesangst, betitelt, die nicht weniger als 57 Auflagen erlebt hat — und Abbé Sicards berühmten Bericht — wird man n dem schon erwähnten Supplement-Hefte finden.

Die Ermordung der Gefangenen von Orleans den 9 September 1792.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß im Lauf dieser Geschichte mehrmal die Sprache von Angeklagten war, die durch den Ausspruch: „Der Beschuldigte wird an den Obergerichtshof nach Orleans abgegeben,“ in die dortigen Gefängnisse abgeführt wurden. Diesen Beschluß faßte die Nationalversammlung, so oft es ihr Aufsichtsausschuß für gut gefunden hatte, und dieß war namentlich mit dem Exminister Delessart, dem Herzog von Brissac, Excommandanten der constitutionellen Leibwache des Königs, wie wir gesehen haben, der Fall gewesen. Eine Verschwörung, welche man behauptete zu Perpignan entdeckt zu haben, hatte den Commandanten dieser Stadt nebst andern angesehenen Personen und Exadelichen nach Orleans gebracht. Zwanzig Officiere vom Regiment Chateau-Cambrésis waren gleichfalls verhaftet und dahin abgeführt worden.

Unter den neuen Gefangenen, welche man seit dem 10. August in die Gefängnisse nach Orleans gebracht hatte, befand sich der Kriegsminister d'Abancourt, der dem König an jenem Schreckenstag beigestanden hatte; den andern, gleichfalls angeklagten Ministern war es gelungen, zu entkommen. In Paris war man mit der Saumseligkeit des National-Obergerichts, dem man so viele Angeklagte übersandte, wenig zufrieden: seine drei ersten Aussprüche waren Lossprechungen gewesen. Die Herren Delatre, Vernier, Tardif und Noirot, wurden frei gelassen. Als nach dem 10. August das Obergericht selbst von den Jakobinern angeklagt wurde, fing es an, einen raschen und strengen Gang zu gehen; den 26. Aug. hatte es Herr de Lérì zum Tode verurtheilt. Bald darauf wurde der Befehl gegeben, daß man alle zu Orleans befindlichen Gefangenen nach Paris bringen sollte. Diesen Befehl hatte der Justizminister Danton, wie man sagt, auf Marats und Robespierres Anstiften gegeben. Roland, der wußte, welches Schicksal hiedurch den Verhafteten bereitet wurde, suchte so lange wie möglich diese Versetzung zu verhindern oder aufzuschieben; aber Danton übertrug die Vollziehung dieses Beschlusses dem Pariser Gemeinderath.

Dieser wählte seine ihm ergebene und wohlbekannte Leute, an deren Spitze der Amerikaner Fournier

und ein Bruder des Kopfabhauers Jourdan war, um die Gefangenen abzuholen und nach Versailles zu escortiren. Die Nationalversammlung wollte sie zwar nach Saumur gebracht wissen, konnte aber nicht durchdringen. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 53; den 1. Sept. machte man sich auf den Weg. Fournier ließ sieben offene, mit Stroh belegte Wagen vor das Staatsgefängniß zu Orleans bringen. Es wurden auf jeden Wagen acht Gefangene gesetzt, und alles was sie hatten, mußten sie im Gefängnisse zurücklassen, welches von den Marseillern geplündert wurde. Diese, ungefähr 1500 an der Zahl, begleiteten die Wagen, und fuhren um sechs Uhr Morgens von Orleans ab.

Die Reise dauerte sechs Tage, und die Gefangenen mußten die Nächte auf Stroh in den Ställen zubringen. Am 9. Sept. kamen sie zu Versailles an. Bei dem großen Gitterthore der Stadt befanden sich sieben Mitglieder des Versailler Bürgerraths mit ihren dreifarbigen Schärpen. Diese versprachen die Wagen nach dem Gefängnisse zu begleiten, und die Gefangenen vor Gewaltthätigkeiten zu beschützen. Allein die Mörder, welche die Gefangenen hinrichten sollten, waren am Abende vorher in Postchaisen von Paris gekommen, und warteten auf ihre Schlachtopfer. Sobald die Wagen über den großen Platz zu Versailles fuhren, sprangen ungefähr siebenzig dieser Kerle, die in dem Gasthofe der kleinen

Ställe ihre Mahlzeit verzehren wollten, vom Tische auf, fielen den Pferden in den Zaum und riefen: „Köpfe ab! Köpfe ab!“ Die Marseiller, welche die Gefangenen begleiteten, blieben unthätig; die Mörder fielen über die Gefangenen her, und ermordeten sieben und vierzig Personen. Nur sechs retteten sich und entgingen ihrer Wuth. In Zeit von einer Stunde war das Morden vorüber; die Körper wurden verstümmelt; die Kinder spielten mit den Köpfen, und die Schamtheile wurden von den Weibern zur Schau herumgetragen. Man suchte den Leichnam des Herzogs de Brissac, schnitt ihm den Kopf und eine Hand ab. Ein Mann stand dabei und rauchte sein Pfeifchen mit entblößtem Degen, auf dessen Spitze eine Menschenhand steckte. Ein anderer Kerl ging ruhig zwischen den Leichnamen herum, und trug den ganzen Arm eines andern Gefangenen auf seinen Degen gespießt. Hernach wurde ein Karren herbeigeführt, auf welchen man so viele abgeschlachtete Leichname warf, als die Pferde nur schleppen konnten. Ein Junge von vierzehn Jahren stand auf dem Karren, fing die Leichname auf, wie sie ihm zugeworfen wurden, und verpackte dieselben wie Meßwaaren auf die füglichste Weise, mit ganz gleichgültigem Betragen. Ein Bube, welcher ihm die Leichen zureichte, und wahrscheinlich bei dem Morden mit geholfen hatte, lobte dessen Thätigkeit gegen die Zuschauer: „ach!“

sagte er, „das gute Kind, wie es so dreist ist!" — So erzählt ein Augenzeuge.

Die Mörder fragten sich untereinander: „wie viel hat dir der heutige Tag eingebracht?" — „Fünfzig, hundert, zweihundert Livres," war die Antwort.

Die wenigen Gefangenen, denen es gelang, sich zu retten, befanden sich in dem letzten Wagen. Die Mörder waren der Arbeit müde, als sie bis zu ihnen kamen und ließen sie gehen.

Unter den Ermordeten befand sich der Herzog de Brissac. Er wehrte sich gegen die Mörder, entwaffnete einen derselben, verwundete zwei oder drei, parirte noch die Hiebe, nachdem er schon verstümmelt war, und unterlag erst dann, als ihm die Füße abgehackt waren. Ferner kamen um: der vormalige Minister Delessart; der vormalige Kriegsminister Dabancourt; der Bischoff von Mende, ein achtzigjähriger rechtschaffener Greis; Etienne de la Riviere, welcher zu Anfang der Revolution Herrn Berthier nach Paris geholt hatte, und nachher wegen seiner Anklage gegen Chabot, Merlin und Bazire nach Orleans gesandt worden war.

Der rechtschaffene Herzog de la Rochefaucault wurde auf seinem Gute zu Gisors in den Armen seiner Gemahlin ermordet. Er hatte bis jetzt den Dienst eines Präsidenten des Directoriums beim Departement von Paris mit viel

Unerschrockenheit versehen und brachte dem unglücklichen Könige gerne das Opfer seiner Popularität. Noch den 10. Aug. hatte er sich mit seiner 80jährigen Mutter und seiner jungen Gemahlin in die Bäder von Forges begeben. Man wollte ihn bereden, er möchte sich nach England flüchten, aber seine alte Mutter konnte diese Reise nicht mehr unternehmen. Er kam nun aus den Bädern von Forges zurück, um sich nach seinem schönen Gut La Roche=Gayon zu begeben; als er in der Nähe von Gisors war, stieg er aus dem Wagen, in dem sich die beiden Damen befanden. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, als ihm ein Bataillon Föderirte begegneten, dessen erste Anfragen er noch nicht beantwortet hatte, als ihn schon die tödtlichen Streiche derselben erreichten. Vergeblich wollten sich seine Mutter und seine Gattin zwischen ihn und die Mörder werfen, sie wurden aber nur mit seinem Blute bespritzt, und sammelten seine leblosen Glieder.

Danton sagte, als er die Vollbringung dieser Gräuelthaten erfuhr: solche Thaten werden uns Deputirte zuführen, die Frankreich retten werden; aber Danton wurde von ihnen selbst als ein Gemäßigter, als ein Contrerevolutionär verurtheilt. Indessen ließ er doch öfters Mitleiden blicken, und zeigte Erkenntlichkeit und Dankbarkeit. Er nahm es über sich, Carl Lameth und Duport zu retten; der eine war bei Rouen, der andere bei Meun verhaftet worden.

Danton erinnerte sich, daß diese Männer, nach den Scenen auf dem Marsfeld, wo sie Sieger waren, ihn aufgenommen und gerettet hatten; er ließ sie in Freiheit setzen, und verschaffte ihnen später die Mittel, über die Gränze zu fliehen. Er konnte oder wagte es indessen nicht, dem armen Barnave einen so gefährlichen Dienst zu erweisen, der in seiner Vaterstadt Grenoble verhaftet worden war; allein er ließ dessen Versetzung vor das Revolutionstribunal von Paris so lange wie möglich verschieben.

So groß und entsetzlich auch alle die beschriebenen Gräuelscenen waren, so waren sie gewissermaßen doch nur die Einleitung zu dem furchtbaren Schreckenssystem, das nun bald begann, und das so rasch expedirende Beil der Guillotine permanent machte, das dennoch der abscheulichsten Mordlust nicht schnell genung seyn konnte, weswegen man noch die Füsilladen, Noyaden, republikanische Hochzeiten genannt rc. zu Hülfe nahm, wie wir bald sehen werden.

Die Wahlen zum Nationalconvent.

Unter solchen Umständen und Aussichten fanden die Wahlen zum Nationalconvente statt. Zu Paris hatte man jedes Hinderniß, welches der Wahl Marats, Robespierre's, Dantons, Orleans, Billauds-Varennes, Collots-d'Herbois, Panis, Sergents rc. im Wege stehen konnte, auf die Seite schaffen müssen. Dantons Wildheit war gesättigt, Robespierre erschien

bei den Wahlen der Hauptstadt gleich einem Diktator; sein Name war der erste, der unter dem lautesten Beifall aus dem Wahlkasten gezogen wurde. Danton, welcher der zweite war, auf den die Wahl fiel, sagte bei dieser Gelegenheit: „Alles wird gut gehen, so lange man sagen wird, Robespierre und Danton; sagt man aber einmal Danton und Robespierre, so wird der Kampf fürchterlich werden." Marat that sein Möglichstes, um seinen Antheil von der Souveränetät an der Seite dieser beiden zu erhalten. Robespierre hatte dieses Ungeheuer zum Deputirten von Paris ernennen lassen. Er hatte gleichfalls in die Wahl des Herzogs von Orleans gewilligt; seine Macht war schon so gewaltig, daß er seinen Bruder, den keine Seele kannte, auch ernennen ließ. Hienächst wurde noch Pethion, dem ebenfalls Robespierre seine Stimme gegeben hatte, Panis, Santerres Schwager, Sergent, der Fleischer Legendre, Thomas Payne, Merlin, Manuel, Marat und Anacharsis Cloots zu Deputirten gewählt.

In alle Provinzen sandte sowohl die Nationalversammlung, als der Pariser Bürgerrath, Commissarien, welche die Wahlen so leiten mußten, daß keine andere, als heftige Republikaner zu Mitgliedern des Convents gewählt werden konnten. Die Wahlen waren keineswegs frei: denn jede Widersetzlichkeit irgend eines Wählenden gegen die Ernennung eines von den Jakobinern vorgeschlagenen Mannes

erweckte den Verdacht des Aristokratismus, und ein solcher Verdacht setzte denjenigen, auf den er fiel, in Lebensgefahr.

Die neugewählten Deputirten suchten sich auch dadurch bei dem Volke beliebt zu machen und zu empfehlen, daß sie laut erklärten, sie hätten republikanische Grundsätze. Als Rabaud de St. Etienne gewählt war, warf man ihm die Rede vor, die er einst in der constituirenden Versammlun gehalten hatte, in welcher er sich sehr heftig gegen die republikanische Regierungsform erklärte. Aufgebracht über dieses Gerücht erklärte Rabaud in einem Briefe an die Nationalversammlung, welcher er seine Wahl berichtete, er hege einen entschiedenen Haß gegen das Königthum, so wie gegen alle Könige ohne Ausnahme.

Marat war bei dem Volke sehr in Gunst, ungeachtet sein einziger Kunstgriff darin bestand, die eine Hälfte des Volks zur Niedermetzlung der andern aufzufordern. Der Exkapuziner Chabot hielt in der Wahlversammlung eine Lobrede auf Marat. „Man nennt,“ sagte er, „Marat blutgierig, und man sucht es dadurch zu beweisen, daß er an den Mordthaten Theil genommen, die in den Gefängnissen verübt worden sind. Er betrug sich aber hierin dem Geiste der Revolution gemäß; denn es war der Natur zuwider, daß wir, als die tapfersten Patrioten nach der Gränze zogen, hier den Dolchen der Gefangenen ausgesetzt bleiben sollten, denen man Waffen und Freiheit ver-

sprach, um uns zu ermorden. Man nennt ihn blutgierig, weil er mehr als einmal das Blut der Aristokraten und selbst der verdorbenen Mitglieder der Nationalversammlung forderte. Aber es ist ja weltkundig, daß die Aristokraten von jeher alle Ohnehosen tödten wollten. Da es nun aber in der Welt neun und neunzig Ohnehosen gegen einen Aristokraten giebt, so ist es klar, daß der Mann nicht blutgierig ist, welcher verlangt, daß man einen tödte, um neun und neunzig das Leben zu retten. Er ist auch kein Mordbrenner, denn er hat vorgeschlagen, man soll alles Hab und Gut der Aristokraten unter die Ohnehosen vertheilen: folglich kann man ihm nicht Schuld geben, daß er dasselbe habe verbrennen wollen."

Auch Robespierre hielt in der Wahlversammlung eine Rede über die nothwendigsten Eigenschaften eines Mitglieds des Convents, und deutete endlich auf Marat und Legendre, auf Männer, die besonders in Betrachtung gezogen zu werden verdienten. Es wurden beide gewählt.

Die Erwählung des Herzogs von Orleans fand mehr Schwierigkeit, weil die Wahlherren den Namen Orleans mit einer republikanischen Denkungsart nicht zu vereinigen wußten. Orleans Freunde riethen ihm, seinen Namen zu verändern. Er schrieb dem zufolge an den Präsidenten des Pariser Bürgerrathes folgenden Brief:

„Paris, den 14. Sept. 1792, im vierten Jahre der Freiheit und im ersten der Gleichheit.

„Mein Herr!“

„Das Wahlcorps, dessen Mitglied ich bin, war sehr erstaunt, daß die Sektion de la Bütte des Moulins mich in das Verzeichniß seiner Mitglieder unter dem Namen Orleans eingeschrieben hatte, da ich doch seit dem Decrete der constituirenden Nationalversammlung diesen Namen niemals unterzeichnet habe. Es äußerte den Wunsch, ich möchte meinen Familiennamen annehmen. Schon seit langer Zeit hat mich meine Liebe zur Gleichheit abgehalten, den Namen eines französischen Prinzen anzunehmen; ich würde also diesen Wunsch befolgen, wenn ich einen Familiennamen hätte. Allein ich kenne keinen; ich bin daher sehr in Verlegenheit, wie ich das Verlangen meiner Mitbürger erfüllen und ein Mittel finden soll, mich und meine Kinder kenntlich zu machen. Ich glaube nicht, daß ich mich an irgend Jemand anders wenden kann, als an den Bürgerrath derjenigen Stadt, deren Bürger ich bin, um aus dieser Verlegenheit zu kommen. Ich hoffe also, mein Herr, daß Sie denselben in meinem Namen dieses Begehren vorlegen werden. Meine Dankbarkeit würde sehr groß seyn, wenn er mich würdigen wollte, mir zu befehlen, was ich in dieser Angelegenheit thun solle. Ich bitte Sie gleichfalls, dem Hause,

welches ich bewohne, einen Namen zu geben, der von demjenigen verschieden ist, den es jetzt trägt."

„Ich bin mit vieler Bruderliebe,"

„Mein Herr,"

„Ihr Mitbürger,"

„L. Ph. Joseph."

Dieser sonderbare Brief wurde sehr gut aufgenommen, und der Herzog erhielt von dem Bürgerrathe die folgende Antwort:

„Der Bürgerrath hat in der Darlegung Ihrer bürgerlichen Denkungsart einen neuen Beweis Ihrer Freiheitsliebe gesehen. Er glaubt den Eifer belohnen zu müssen, mit welchem Sie von den ersten Tagen der Revolution an, und sogar schon vorher, für die Sache des Volkes gearbeitet haben. Demzufolge glaubt er Sie mit dem schönen Namen Egalité (Gleichheit) zieren zu können. Die Stellvertreter der Gemeinde schmeicheln sich, daß niemals weder Sie noch Ihre Kinder Ihnen in den Fall kommen werden, einen so schönen Namen zu verlieren. Er legt Ihnen große Pflichten auf. Ohne Zweifel werden Sie dieselben erfüllen, und nachdem die französische Nation mit Grund und Recht die Familie der Bourbons verbannt, wird sie mit Vergnügen bei dem Gedanken verweilen, daß ein Glied dieser Familie Bürger war und seine Familie dazu erzog, dereinst eifrige Vertheidiger der Freiheit und Gleichheit zu seyn."

„Beschluß des Bürgerrathes der Stadt Paris, am 15. September 1792.“

1. „Ludwig Philipp Joseph und seine Nachkommen sollen von nun an den Familiennamen Egalité tragen.“

2. „Der bis jetzt unter dem Namen Palais Royal bekannte Garten soll Revolutionsgarten heißen.“

3. „Ludwig Philipp Joseph Egalité ist berechtigt, in gerichtlichen Akten sowohl, als in Notar-Akten auf gegenwärtigen Beschluß sich zu berufen.“

4. „Der gegenwärtige Beschluß soll gedruckt und angeschlagen werden.“

Nach dem 2. September wurde die Ruhe zu Paris nicht wieder vollkommen hergestellt. Diebe stellten sich in obrigkeitlichen Schärpen auf die Straßen, griffen die Vorübergehenden bei hellem Tage an, nahmen ihnen silberne Schnallen, Uhren und Geld weg, unter dem Vorwande, das Weggenommene als Kriegsbeisteuer in die Sectionen zu bringen. Den Weibern wurden goldene Ketten und Ohrringe mit Gewalt abgerissen.

Andere Kerle begaben sich in die umliegenden Gegenden, gaben vor, sie wären Commissäre des Pariser Bürgerrathes, erbrachen die Häuser der Ausgewanderten, rissen die obrigkeitlichen Siegel weg und

ließen das Silberzeug sowohl als andere Kostbarkeiten hinwegtragen, ohne daß jemand hätte erfahren können, wo es hingebracht wurde.

In Paris selbst waren weder Personen noch Eigenthum sicher. Zu jeder Stunde des Nachts brachen die Trabanten des Robespierre, Danton und Marat in die Häuser und schleppten die Einwohner derselben in die Gefängnisse, ohne den mindesten Grund eines solchen Verfahrens anzugeben und ohne denen, die sie gefangen nahmen, zu sagen, was sie zu erwarten hätten.

Sogar die Wohnungen der Todten blieben nicht verschont. In der Kirche St. Roche wurden die Gewölbe aufgerissen, die Särge herausgeworfen und das Blei derselben abgerissen, um zu Kugeln verbraucht zu werden. Einige von den Sansculotten, die sich mit dieser Arbeit beschäftigten, verfielen durch den Geruch der Leichname in eine tödtliche Krankheit, deren Ansteckung sich weiter verbreitete; daher sich die Nationalversammlung genöthigt sah, zu befehlen, daß die geöffneten Gräber sogleich wieder zugeworfen werden sollten.

Der Minister Roland schrieb am 14. September einen sehr derben Brief an den Maire Pethion, in welchem er dem Maire vorwarf, daß seine Unthätigkeit an den täglich vorfallenden Unordnungen Schuld sey. Damals war auch wirklich die Unsicherheit in Paris so groß, daß es niemand wag-

te, selbst bei hellem Tage, über die Straße zu gehen, ohne ein Paar geladene Pistolen in der Tasche zu haben.

Diebstahl der Kron-Juwelen.

Der größte und frechste Diebstahl wurde am 16. September begangen. Eine Bande Räuber brach an dem Orte ein, wo die Juwelen der Krone verwahrt wurden, und leerte alles aus. Der Betrag des Diebstahls wurde auf 25 Millionen Livres berechnet.

Nach der Flucht des Königs, im Juni 1791, hatte die constituirende Versammlung ein Verzeichniß der der Krone zugehörigen Juwelen und Diamanten verfertigen lassen. Dieses Verzeichniß, nebst dem von den Herren Bion, Christin und Delatre darüber abgestatteten Berichte, ist in zwei Bänden unter dem folgenden Titel gedruckt worden:

Inventaire des Diamants de la Couronne, perles, pierreries, pierres gravées, et autres monuments des arts et des sciences, existants au garde-meuble. Inventaire fait en conformité des decrets de l'assemblée nationale, par ses commissaires MM. Bion, Christin et Delátre, Députés à l'assemblée nationale. Imprimé par ordre de l'assemblée nationale. Paris 1791. 8.

Das Verzeichniß enthält eine vollständige Beschreibung aller dieser Kostbarkeiten, nebst Angabe ihres Werthes. Es ist beinahe unmöglich, einen kurzen Begriff von dem Reichthume einer so kostbaren Sammlung zu geben. Die ganze Zahl der Diamanten betrug 9547 einzelne Stücke. Es waren im Jahre 1791 an Diamanten 3576 Stücke mehr vorhanden, als im Jahre 1774, da der König den Thron bestieg. Die neu hinzu gekommenen waren meist kleine Diamanten, welche für Rockknöpfe und für den Degengriff des Königs angeschafft wurden. Dagegen fehlten einige große Diamanten, die im Jahre 1774 vorhanden waren: es betrug daher der Werth aller im Jahre 1791 vorhandenen Diamanten zusammen genommen 127,906 Livres weniger als der Werth der im Jahre 1774 vorhanden gewesenen, ungeachtet die Zahl der erstern um so viel größer war. Jedoch ersetzte der vermehrte Werth der Fassung die Summe, welche an dem Werthe der Diamanten selbst abging. Die der Krone zugehörigen Perlen machten 513 Stücke aus. Von diesen waren 480 nicht gefaßt und 23 befanden sich in einigen zu dem Schmucke der Königin gehörigen Ohrgehängen. An Rubinen waren 230 Stücke vorhanden, von denen 145 nicht gefaßt, und 85 in dem Achselbande, dem goldenen Vließe nnd dem Ordenskreuze des Königs eingesetzt waren. Topase fanden sich 71, wovon nur drei gefaßt, und in das Ordenskreuz des Königs eingesetzt waren. Smaragden waren 150 da, von wel-

chen nur 17 gefaßt und in eine Uhrkette des Königs eingesetzt sich fanden. Ferner ergab sich, daß 134 Sapphire, drei orientalische Amethyste und acht syrische Granaten vorhanden seyen. Einer der Diamanten, der sogenannte Regent, welcher 146 Karat wog, wurde auf zwölf Millionen Livres an Werth geschätzt. Einige andere Diamanten waren ein=, zwei=, dreimal hundert tausend Livres werth. Alle Diamanten zusammen genommen, betrugen an Werth 16,730,403 Livres. Die schönste Perle wurde auf 200,000 Livres geschätzt, und die schlechteste auf 300 Livres. Der ganze Werth der Perlen betrug 996,700 Livr. Der schönste Rubin war 50,000 Liv. werth, und der schlechteste 50 Livres; der schönste Topas 6000 Livres, und der schlechteste 150; der schönste Smaragd 6000 Livres, und der schlechteste 150; der schönste Sapphir 100,000 Livres, der zweite 6000 Livres, der dritte 3000 Livres und der schlechteste 120 Livres; der schönste Amethyst 6000 Livres und der schlechteste 200 Livres. Der ganze Werth der gefärbten Edelsteine betrug zusammen 360,604 Livres. Außer den oben angeführten Diamanten waren noch mehrere andere in dem zum Gebrauche des Königs bestimmten Schmucke gefaßt; und diese betrugen an Werthe 5,834,490 Livres. Der ganze Werth aller Diamanten, Perlen, gefärbten Edelsteine, nebst den Diamanten des königlichen Schmuckes, betrug 23,992,197 Livres.

Unter den Bildsäulen von Bronze befand sich eine von Heinrich IV., 16 Zoll hoch und 600 Livres werth. Ferner waren dabei zwei Gruppen von Michael Angelo, Juno auf einem Pfau und Jupiter auf einem Adler, beide auf 15,000 Livres geschätzt; ein zu Ehren Ludwigs XV. zu Nancy im Jahre 1755 verfertigtes Denkmal, 15,000 Livres an Werth. Alle Bilder von Bronze zusammen genommen waren 160,420 Livres werth. Unter den Bildern von Marmor war das schönste 10,000 Livres werth. Bronzene und marmorne Bilder betrugen, nebst den Gemälden, nicht mehr als 832,882 Livres, alles zusammen genommen.

Der Jakobinerclubb hatte seinen 10,000 Unterclubbs die nöthige Instruction ertheilt, um zu verhindern, daß die Wahlen für den Nationalconvent nicht auf Anhänger der Partei der Gironde fallen; allein in vielen Departementen hatten die Mordthaten des 2. Sept. einen so großen Unwillen erregt, daß dennoch die Wahlen fast zur Hälfte auf Girondisten fielen. Ja, mehrere Departemente hatten sogar das Circular des Pariser Gemeinderaths unwillig zurückgesandt, und denselben bei der Nationalversammlung angeklagt. Deßhalb waren fast eben so viele Girondisten als Jakobiner erwählt worden, und beide Parteien gleich.

Mit Schrecken sah man dem sich vorbereitenden furchtbaren Kampfe entgegen; aber auch das ängst-

lichste und zaghafteste Gemüth konnte dessen schreckliche Folgen nicht ahnen.

Der Gemeinderath ließ durch neue Anklagen und fortgesetzte Haussuchungen die durch das Ermorden kaum leer gewordenen Gefängnisse wieder aufs Neue mit Schlachtopfern füllen. Schon war die Anzahl der neuerdings Verhafteten jener der Ermordeten ziemlich gleich; aber es fing eine Art Anarchie unter den Urhebern und Ausführern jener Gräuelthaten einzureißen an.

In diesen Tagen geriethen auch Pethion und Robespierre mit einander in Streit, und wurden unversöhnliche Feinde. Die eigentliche Ursache dieser so schnell entstandenen Feindschaft ist nicht genau bekannt geworden, aber die Wirkungen derselben waren sichtbar und auffallend. Pethion näherte sich allmählig der Partei Brissots, oder der sogenannten Girondisten. Er ermahnte zur Ruhe, zur Einigkeit, und klagte endlich sogar vor dem Bürgerrathe Marat an, daß er entweder ein Narr oder ein Schurke sey. Marat nahm dieß sehr übel. Gleich am folgenden Tage ließ er an allen Ecken der Straßen einen gedruckten Zettel anschlagen, der die Ueberschrift hatte: „An Meister Hieronymus Pethion.“ Er warf Pethion vor, wie er, ungeachtet der vielen Zeit, welche die

Geschäfte seiner Stelle eines Maire erforderten, dennoch einen großen Theil des Tages auf die Frisur seines beständig schön frisirten Kopfes verwende, und sagte, Pethion sey feigherzig und furchtsam, und tauge höchstens zu einem Schulmeister, einem Districteinnehmer, oder einem Friedensrichter. Sobald Pethion von Marat angegriffen wurde, verlor er seine vorher so große Popularität, denn Marat war ein noch größerer Liebling des Pöbels und der niedern Volksklassen als Pethion; von dem Gesindel wurde Marat beinahe angebetet.

Letzte Kraftanstrengung der Nationalversammlung.

Die gesetzgebende Versammlung schien endlich, durch die ihr selbst drohenden Gefahr aufgeschreckt, aus der Art von Schlafsucht, in der sie versunken war, zu erwachen. Es war nämlich von nichts Geringerem die Rede, als sie 400 ihrer Mitglieder zu berauben. Die Girondisten, Sieger über die Feuillants, die Verfassung unddeu König, sahen ihre Namen an der Spitze der neuen Proscriptionsliste prangen. Der Minister Roland unterstützte sie noch so gut wie möglich, und seine Frau suchte durch die Energie ihrer Entschlüsse und die Beredtsamkeit ihrer Worte ihren Muth wieder zu beleben.

Die letzten Verhandlungen der Nationalversamm=

lung, ehe dieselbe aus einander ging, waren nicht sehr wichtig.

Am 4. September las Guadet der Versammlung eine Zuschrift an das französische Volk vor, welche auch angenommen wurde. Das Ende dieser Zuschrift lautete: „Die Stellvertreter des Volkes schwören, jeder für sich, den Königen und dem Königthume Haß, und wollen beide bis an ihren letzten Athemzug bekämpfen.“ Als die Zuschrift vorgelesen wurde, standen bei dieser Stelle alle Mitglieder der Versammlung auf und riefen: „Ja, wir schwören es; keinen König mehr!“

Am 8. September kam der Maire Pethion vor die Schranken und schlug vor, daß die Sitzungen des Nationalconvents in dem Pallaste der Tuillerien gehalten werden sollten. „Lange genug, sagte Pethion, lange genug haben die Könige Palläste gehabt; endlich ist es Zeit, daß das Volk auch einen habe.“ Die Versammlung nahm diesen Vorschlag sehr gut auf, und am 14. September wurde auf Brissots Vorschlag beschlossen, daß der Minister Roland in den Tuillerien einen schicklichen Saal für den Nationalconvent zubereiten lassen sollte. Es wurde dazu eine Summe von 300,000 Livres bewilligt.

Am 16. Sept. empfing die Versammlung den Bericht ihrer Commissäre, welcher sie unterrichtete, daß die Arbeiten der Verschanzungen von Paris, welche

den Feind abhalten, und dessen fürchterliches und schimpfliches Joch von der Hauptstadt abwenden sollten, nur langsam und nicht mit dem gewünschten Eifer von Statten gingen. Vergniaud benutzte geschickt diese Gelegenheit, um seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, und seinen Unwillen und seine gerechte Furcht zu erkennen zu geben. Er sagte unter anderm: „Es ist unmöglich, seine Unruhe zu bergen, nachdem man das Lager von Paris besucht hat. Die Arbeiten gehen mit der äußersten Langsamkeit voran; Leute sind zwar genug da, aber die meisten arbeiten nicht, und liegen auf der faulen Haut. Am betrübtesten ist es zu sehen, daß die Schaufeln nur in bezahlten Händen sind, und nicht in solchen, welche das allgemeine Interesse in Bewegung setzt! Woher kommt diese Art von Fühllosigkeit, in welcher sich die zu Paris gebliebenen Bürger befinden? — Wir dürfen es nicht länger verhehlen, und es ist Zeit, die Wahrheit zu bekennen. Die bereits stattgehabten Aechtungen, so wie die noch zu befürchtenden, die innere Unruhe, der kleinliche Privat- und Parteihaß, diese schändlichen Anklagen, diese willkührlichen Verhaftungen, diese Unsicherheit des Eigenthums und der Existenz, endlich diese Hintansetzung aller Gesetze, haben Schrecken und Bestürzung unter allen guten Bürgern verbreitet. Der rechtschaffene Mann verbirgt sich und entflieht mit Abscheu den Blutscenen; und muß sich der Tugendhafte nicht verbergen, wenn das La-

ster, mit dem Verbrechen vereint, triumphirt?! — Diesen Anblick vermag er nicht auszuhalten. Dahingegen gibt es wieder Menschen, den wilden Thieren ähnlich, die dabei Heuchler und schmeichelnde Katzen sind; die sich nur dann zeigen, wenn ein allgemeines Elend hereingebrochen ist, gleich dem Ungeziefer, welches Gewitter und Stürme herbeiführen. Solche Menschen hören nicht auf, den Verdacht, das Mißtrauen, den Haß, die Eifersucht und den gallsüchtigen Neid mit seinem rachsüchtigen Gefolge rege zu machen, sie dürsten beständig nach Blut; in ihren aufrührerischen Reden aristokratisiren sie die Tugend selbst, um die Gewalt zu erlangen, sie mit Füßen treten zu dürfen; sie demokratisiren die Verbrechen, um sich in ihnen sättigen zu können, ohne das Racheschwert der Gerechtigkeit fürchten zu müssen: alle ihre Bemühungen gehen dahin, die schönste und größte Sache der Menschheit, eine gesetzliche Freiheit, zu entehren, und alle Nationen, welche Freunde der Menschlichkeit sind, gegen sie aufzubringen.

„Ihr Bürger von Paris! Ich frage euch, im Innersten bewegt, werdet ihr niemals diese schlechten Menschen entlarven, die, um euer Vertrauen zu erlangen, keine andern Mittel, als die Niederträchtigkeit ihres Benehmens und die Frechheit ihrer Ansprüche kennen? Bürger, ihr werdet sie leicht erkennen, wann sich der Feind nähert: diejenigen,

wel-

welche alsdann, anstatt euch das Schwert in die Hand zu geben, um denselben zu bekämpfen, euch anrathen, entwaffnete Bürger und Weiber kaltblütig zu erwürgen: diejenigen sind die Feinde eures Glückes und eurer Ehre; sie hintergehen euch, um euch ins Verderben zu stürzen. — Wenn aber im Gegentheil ein Mann nur darum von den Preußen zu euch spricht, um euch den Weg zu zeigen, den ihr einschlagen müßt, um sie durch euren Muth und ehrenvolle Mittel zu besiegen: dieser ist der Freund eures Glückes und will euch retten! Darum, Bürger, weiset die Verräther von euch, schwöret alle innere Zwistigkeiten ab; ermuthiget durch euern tiefen Unwillen gegen das Verbrechen die rechtschaffenen Leute, sich zu zeigen, macht den Aechtungen ein Ende, und ihr werdet alsbald sehen, wie sich die Haufen der Vertheidiger der wahren Freiheit vermehren werden! Gehet alle zusammen ins Lager, dort ist euer Heil!"

„Jeden Tag höre ich sprechen: wir können eine Niederlage erleiden, was werden dann die Preußen thun? — Werden sie nach Paris kommen? .... Nein, sie werden nicht nach Paris kommen, wenn sich dasselbe in einem Ehrfurcht erregenden Vertheidigungszustand befindet, wenn ihr Posten befestiget, vor denen ihr einen kräftigen Widerstand leisten könnt: denn alsdann würde der Feind fürchten, von den Trümmern derselben Armeen, die er besiegte, verfolgt und eingeschlossen, und gleich Simson unter den

Ruinen des Tempels, den er umstürzte, begraben zu werden. Wenn aber eine panische Furcht oder eine falsche Sicherheit unsern Muth und unsere Arme einschläfert, wenn wir unsere Waffen gegen uns selbst wenden, wenn wir die Punkte ohne Vertheidigung lassen, von denen man unsere Stadt in Grund schießen kann, so würde der Feind sehr thöricht seyn, sich nicht gegen eine Stadt zu wenden, die durch ihre Unthätigkeit ihn selbst herbeigerufen, und die Stellungen nicht behauptet hätte, in denen sie ihn besiegen konnte; er würde sehr thöricht handeln, uns nicht mitten in unsern Zwistigkeiten zu überfallen, um auf unsern Ruinen zu triumphiren! Ins Feld! Ihr Bürger, ins Feld! Wie, während eure Brüder und Mitbürger mit Heldenmuth alles, was ihnen durch Natur und Gewohnheit theuer ist, ihre Weiber, Kinder und Eltern verlassen, wolltet ihr in einem entschiedenen und nichtigen Müßiggang bleiben? Kennet ihr keine andere Art, euern Eifer zu beweisen, als indem ihr gleich den Atheniensern und allen gehirnlosen Maulaffen kleiner und großer Städte, unaufhörlich sagt: Was gibts denn neues? Verabscheuen wir diese erniedrigende Weichlichkeit! Ins Feld! Ihr Bürger, ins Lager! Während unsere Brüder zu unserer Vertheidigung vielleicht die Ebene der Champagne mit ihrem Blute färben, laßt uns nicht fürchten, die von St. Denis mit unserem Schweiß zu benetzen, um

ihren Rückzug zu beschützen! Ins Lager, ihr Bürger! Ins Feld! Laßt uns alles außer dem Vaterlande vergessen! Ins Feld! ins Lager, ihr Bürger!"

„Ich trage darauf an, daß uns die Commission einen Bericht über den Zustand der Arbeiten mache, und daß alle Bürger durch eine Proclamation aufgefordert werden sollen, ihre Kräfte mit denen der Arbeiter zu vereinigen; denn jeder Bürger muß ein Arbeiter seyn, sobald es die Vertheidigung Aller gilt."

Die Begeisterung, welche diese Rede bei der Versammlung und auf den Gallerien hervorbrachte, (schon lange hatte man keine so kühne und ähnliche mehr gehört) schien den Muth derselben wieder etwas zu heben und der Gemeinderath fragte sich: „Sollten diese Leute daran denken, sich zu vertheidigen?" Robespierre, Billaud-Varennes und Collot d'Herbois wiederholten ihre gewöhnlichen Anklagen gegen die Girondisten, und warteten nur einen günstigen Augenblick der allgemeinen Meinung ab, um die projectirten Streiche gegen sie auszuführen.

Auch Roland machte den Tag nach dem Raub der Kronjuwelen die Versammlung auf die Folgen einer so schrecklichen Anarchie aufmerksam, so wie Kersaint auf die neuen Mordthaten, welche man

laut ankündigte, ausführen zu wollen, und schlug Mittel vor, um für die Sicherheit der Gefangenen zu wachen. Vergniaud, durch den Erfolg ermuthigt, unterstützte seinen Collegen mit seiner Beredtsamkeit, und donnerte gegen den Gemeinderath von Paris in dem Augenblicke los, wo dieser über sein Leben verfügen konnte; doch kleidete er seine Rede ein wie folgt:

„Wenn nur das Volk zu fürchten wäre, so würde alles zu hoffen seyn, denn das Volk ist gerecht und verabscheuet die Verbrechen! Aber es befinden sich Satelliten von Coblenz hier, Bösewichter, die besoldet werden, um Zwietracht unter uns auszustreuen, Bestürzung unter uns zu verbreiten, um uns in die schrecklichste Anarchie zu stürzen. Sie schauderten, als sie erfuhren, welche brüderliche Schritte ihr bei den Sectionen gethan habt, und welchen guten Erfolg dieselben hatten; sie knirschten bei dem Eid, den die Bürger geleistet haben, mit all ihren Kräften die Sicherheit der Person, das Eigenthum und die Ausübung der Gesetze zu beschirmen; sie knirschten über die Verbindung der guten Bürger, um diesem Eid Nachdruck zu geben. Sie haben zu uns gesagt, man will diesen Aechtungen ein Ende machen, man will uns unsere Schlachtopfer entreißen, man will nicht, daß wir sie in den Armen ihrer Weiber und Kinder ermorden dürfen; wohlan, laßt uns zu Verhafts-Mandaten unsere Zuflucht nehmen: zeigen wir an,

klagen wir, verhaften wir, und häufen diejenigen, welche wir verderben wollen, in den Kerkern auf; dann wollen wir das Volk in Bewegung setzen, unsere Helfershelfer loslassen, und in den Gefängnissen wollen wir eine Schlächterei von Menschenfleisch errichten, wo wir uns nach Gutdünken mit Menschenblut sättigen können! . . . Und wissen Sie, meine Herren, wie diese Menschen, die sich einbilden, man habe die Revolution ihretwegen und für sie unternommen, die glauben, man habe Ludwig XVI. in den Tempel geschickt und entthront, um sie auf denselben Thron in die Tuillerien zu setzen, über die Freiheit der Bürger schalten? — Wissen Sie, wie die Verhaftsbefehle zuerkannt werden? Der Gemeinderath von Paris verläßt sich in dieser Hinsicht ganz auf seinen Aufsichtsausschuß; dieser gibt durch einen Mißbrauch aller Grundsätze und durch ein höchst straffälliges Zutrauen andern Individuen das furchtbare Recht, diejenigen verhaften zu lassen, die ihnen verdächtig scheinen; diese übergeben dieses Recht zum Theil wieder an andere Vertraute, deren Rachsucht man erst unterstützen muß, wenn man selbst unterstützt seyn will. Nun sehen Sie, von welchen Zufällen die Ehre, die Freiheit und das Leben der Bürger abhängen, welchen Händen die öffentliche Sicherheit anvertraut ist; und die blinden Pariser wagen es noch, sich frei zu nennen! Es ist wahr, daß sie nicht mehr die Sclaven gekrönter Tyrannen

sind, allein sie sind diejenigen der niederträchtigsten und verabscheuungswürdigsten Tyrannen!"

„Es ist Zeit, diese schimpflichen Ketten zu zerbrechen, diese neue Tyrannei zu vernichten. Es ist Zeit, daß diejenigen, welche die rechtschaffenen Leute haben zittern machen, nun auch zittern! Es ist mir nicht verborgen, daß sie Dolche zu ihren Diensten haben; haben sie dieselben doch in der Nacht vom 2. Sept. gegen mehrere von uns anwenden wollen, haben sie nicht mehrere von uns in ihren Proscriptionslisten als Verräther bezeichnet? — Und mein Kopf ist auch geächtet! Die Verläumdung will meine Stimme ersticken; allein hier kann ich sie noch hören lassen, und ich versichere, daß sie noch so lange gegen das Verbrechen und die Bösewichter donnern wird, bis der Streich, der meinem Leben ein Ende machen soll, gefallen seyn wird."

„Und was liegt mir an den Dolchen und Banditen? — Was liegt dem Stellvertreter des Volkes, wenn es dessen Heil gilt, am Leben? Als Wilhelm Tell den Pfeil richtete, welcher den verhängnißvollen Apfel, den ein Ungeheuer auf den Kopf seines Kindes gesetzt hatte, herunterschießen sollte, sagte er: „Mein Namen und das Andenken an mich verschwinde auf ewig, wenn nur die Schweiz frei ist." —

„Und wir auch, wir werden sagen: Laßt die Nationalversammlung und das Andenken an sie unter-

gehen, wenn nur Frankreich frei ist! Die National-versammlung und das Andenken an sie soll auf ewig untergehen, wenn sie um diesen Preis ein Verbrechen verhindern kann, welches einen Flecken auf den französischen Namen werfen würde! Die National-versammlung und ihr Andenken soll auf immer verschwinden, wenn ihr Muth Europas Völkern beweiset, daß, ungeachtet der Verläumdungen, mit welchen man Frankreich zu brandmarken sucht, und mitten im Abgrund einer unglücklichen Anarchie, in den uns einige raubsüchtige Menschen gestürzt haben, es noch vaterländische Tugenden gibt, und daß man die Menschlichkeit ausübt! — Verschwinde die Nationalversammlung und ihr Andenken für immer aus den Annalen der Geschichte, wenn unsere Nachfolger, glücklicher als wir, auf unsern Leichnamen das Gebäude einer Verfassung errichten können, die Frankreichs Glück und das Reich der Freiheit und Gleichheit auf immer gründet! Die Nationalversammlung und ihr Andenken komme um, und das Vaterland werde gerettet! Ich trage darauf an, daß die Mitglieder des Gemeinderaths mit ihrem Kopfe für die Sicherheit der Gefangenen haften."

Dieser Beschluß wurde allgemein angenommen und abgefaßt, und Vergniaud verhinderte durch seine kräftige und muthvolle Rede eine vielleicht noch grausamere Wiederholung der sieben fürchterlichen Septembertage.

Dieses Decret war die letzte Thatkraft, welche die gesetzgebende Nationalversammlung an den Tag legte. Sie war ihrem Ende und ihrem traurigen Schicksale nahe.

Fernere Kriegsbegebenheiten.

Der ausübende Rath, an dessen Spitze der General und Kriegsminister Servan die Kriegsoperationen leitete, ließ die neu gebildeten Bataillone nun fortwährend nach den Gränzen marschiren. Die Republikaner fingen an einzusehen, daß ihre Unruhe und Angst wegen der ersten Fortschritte der Preussen und Verbündeten zu voreilig war.

Während Frankreich von einem Ende bis zum andern mit Schandthaten aller Art befleckt wurde, sah man zu gleicher Zeit die größten Anstrengungen zur Vertheidigung der Freiheit. Alle Heerstraßen waren mit jungen Leuten bedeckt, die nach den Gränzen zogen, um ihr Vaterland gegen seine auswärtigen Feinde zu vertheidigen. Einige Kirchen, in denen geworben und eingeschrieben wurde, sahen wie Zeughäuser aus; in andern Kirchen saßen Weiber, welche Hemder und Kamaschen für die Soldaten näheten, und an dem Feldgeräthe arbeiteten. Man konnte nicht umhin, den Geist des Edelmuthes und der Vaterlandsliebe zu bewundern, der die ganze Nation beseelte. „Wessen Kopf, sagt Moore sehr richtig,

nicht von Vorurtheilen verfinstert, oder durch Eigensinn verkehrt ist, der wird diesem allgemeinen Eifer Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit welchem die Franzosen die Unabhängigkeit ihrer Nation behaupteten. Man kann diesen Geist nicht genug bewundern, ohne daß man deßwegen die zu Paris verübten Verbrechen und die wilden Demagogen verabscheuen sollte, welche Ehre und Ruhe ihres Vaterlandes dem Ehrgeize und der Rache aufopfern; man muß nur eine Seele haben, die durch gute Bildung und Gefühl Aufrichtigkeit genug erhalten hat, um jenen zu ehren, und diese mit dem verdienten Abscheu zu betrachten."

Die Vertheidiger des Vaterlandes, welche nach den Gränzen marschirten, begingen zum Theil auf ihrem Wege große Ausschweifungen; sie plünderten und mordeten an mehreren Orten. Mannszucht und militärische Unterwürfigkeit kannten sie nicht.

Der ausübende Rath war über die Wahl eines Generalissimus in Verlegenheit gewesen. Unter den Generalen, die sich zu Gunsten der letzten politischen Begebenheiten erklärt hatten, schien ihm Kellermann nur zu einem zweiten Commando tauglich, und man fand für gut, ihn an die Stelle des schwankenden und untauglichen Luckners zu setzen; Custine war in der höhern Kriegskunst nicht sehr bewandert, sondern eignete sich mehr zu einem Coup de main, zu Ueberfällen und dem kleinen Krieg eines Parteigängers aber nicht zur Führung einer großen

Armee, von der Frankreichs Schicksal abhängen sollte. Denselben Mangel an höhern militärischen Fähigkeiten warf man den Generalen Biron, Labourdonnaye und noch andern vor, die man mit ihren Truppen in den alten Stellungen gelassen hatte. Es war nun nur noch Dumouriez übrig, gegen den die Girondisten aber noch einiges Nachegefühl hegten, und der ihnen überdieß wegen seiner ehrgeizigen Absichten und seines abentheuerlichen Charakters verdächtig war, obgleich sie seinen militärischen Talenten Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten. Da er indessen der einzige war, der in einer so wichtigen und gefährlichen Lage von Nutzen seyn konnte, so hatte ihm der ausübende Rath das Obercommando an der Mosel ertheilt. In den Briefen, welche er aus seinem Lager nach Paris schrieb, herrschte ein lebhafter und überzeugender Ton, der auch dem Zweifelhaftesten und Feigherzigsten wieder Vertrauen einflößte, und die Feigherzigsten waren immer die Grausamsten.

Die Belagerung von Thionville, an welcher das Emigrantencorps vorzüglich thätigen Antheil nahm, hatte keinen guten Fortgang. Hartnäckig vertheidigte der französische General Felix Wimpfen die Festung, und that mit seiner Besatzung öftere Ausfälle, wodurch die Oesterreicher und Emigranten viele Mannschaft verloren. In einem dieser Gefechte wurde dem Fürsten von Waldeck der linke Arm weggeschos-

sen; und bald nachher ward die Belagerung dieser Festung ganz aufgehoben.

Die hessischen Truppen rückten von Thionville gegen Sedan zu. Der General Clairfait erhielt Befehl, mit seinem Corps, welches in der Gegend von Sedan stand, vorzurücken, Sedan nicht zu belagern, sondern sich mit der preußischen Hauptarmee zu vereinigen; die französischen Prinzen hatten ihr Hauptquartier bei Kettenhoven, zwei Stunden von Thionville; und zwischen Thionville und Metz, in dem von den Franzosen verlassenen, festen Lager bei Richemont stand ein starkes preußisches Corps.

Die Hauptarmee brach am 11. September, unter Anführung des Königs von Preußen und des Herzogs von Braunschweig, in vier Colonnen von Verdun auf. Sie marschirte in dem stärksten Regen, durch tiefen Koth, über die Dörfer Hoinville und Malacourt vorwärts. Der Regen war kalt, und die Truppen krank und niedergeschlagen. Am 12. ging der Marsch über Montfaucon und Romagne. An diesem Tage wurden nicht mehr als drei Stunden Wegs zurückgelegt. Der Regen hielt an, die Armee mußte auf der Erde, im Kothe die Nächte zubringen; Kälte und Hunger vermehrten noch die bereits eingerissenen Krankheiten.

Dumouriez hatte durch den Eifer, den er in Leistung des neuen, nach dem 10. August vorgeschriebenen Eides gezeigt hatte, sich das Zutrauen der

Nationalversammlung in einem so hohen Grade erworben, daß er den Oberbefehl über die ganze französische Armee erhielt. Der General Dillon diente jetzt unter ihm, und der alte General Luckner wurde nach Chalons beordert, wo er die Aufsicht über die Rekruten hatte, welche aus dem ganzen Reiche dorthin gesandt wurden. Diese sollte Luckner kleiden, bewaffnen, und dahin senden, wo man ihrer bedurfte. Ueber die Armee in Lothringen erhielt, auf Empfehlung des Generals Dumouriez, der General Kellermann das Kommando.

Dumouriez blieb, nachdem er in die Gränzfestungen die nöthige Besatzung gelegt hatte, nur eine kleine Armee von ungefähr 17,000 Mann übrig. Diese Armee stand zwischen Sedan und Stenay in einem unnützen Lager. Dumouriez sollte mit derselben der vereinigten Armee, deren Stärke auf 90,000 Mann berechnet wurde, die fernern Fortschritte in Frankreich verwehren. Das Unternehmen schien nicht nur dreist, sondern unmöglich auszuführen. Allein Dumouriez's Ehrgeiz, sein Zutrauen auf sich selbst und auf seine militärischen Kenntnisse, seine Kunst, den Enthusiasmus seiner Landsleute beständig zu unterhalten, und sein persönlicher Muth bewogen ihn, alle Schwierigkeiten nicht zu achten, und den Versuch zu wagen, ob er nicht, durch Vertheidigung der Posten und durch Vermeidung einer Schlacht, die feindliche Armee so lange aufhalten könnte, bis die

Armeen der Generale Beurnonville und Kellermann, jene von 13,000, diese von 20,000 Mann, sich mit der seinigen würden vereinigt haben, während ihm Luckner von Châlons beständig neue Rekruten zusandte.

Nach der Einnahme von Verdun zeigte der Herzog von Braunschweig Ungewißheit und Zögerung, und brachte acht kostbare Tage in Unthätigkeit zu, sich mit der Besetzung von Stenay begnügend, ohne einen Schritt vorzurücken, obgleich der König von Preußen immer für ein rasches Vorrücken war. In dem Kriegsrath, den Dumouriez zu Sedan versammelt hatte, war die allgemeine Meinung, daß man sich auf Châlons oder Rheims zurückziehen, und durch die Marne decken sollte. Weit entfernt, diesen gefährlichen Rath zu befolgen, welcher die Truppen entmuthigt, welcher Lothringen, die 3 Erzbisthümer und einen Theil der Champagne bloß gegeben, und den Weg nach Paris dem Feind geöffnet hätte, entwarf Dumouriez einen Plan, der ganz dem Genie eines außerordentlichen Mannes würdig war, und schrieb an den Kriegsminister Servan: „Verdun ist genommen; ich erwarte die Preußen. Das Lager von Grandpré und das der Islettes sind die Thermopylen Frankreichs; aber ich werde glücklicher seyn, als Leonidas.“ Thiers berichtet die Ausführung und den Erfolg dieses Plans folgendermaßen:

„Von Sedan dehnt sich gegen Passavant ein Wald aus, dessen Name für immer in den Annalen Frankreichs glänzen wird, nämlich der der Argonne; er bedeckt einen Flächenraum von 13 bis 15 Meilen, und ist wegen der Ungleichheit des Bodens, und der Vermischung von Wasser und Wald für jedes Heer undurchdringlich, ausser an einigen wenigen Stellen. Durch diesen Wald mußte der Feind, um nach Chalons und Paris vorzudringen. Man muß sich wundern, daß er unter diesen Umständen nicht die hauptsächlichsten Zugänge besetzte, und Dumouriez zuvorkam, der durch die ganze Länge des Waldes davon entfernt war. Den Abend nach der Sitzung des Kriegsrathes betrachtete Dumouriez die Charte in Gemeinschaft mit Thouvenot, einem Officier, in dessen Talente er das größte Vertrauen hatte. Er zeigte ihm mit dem Finger den Argonne-Wald, und die durch denselben führende Straße, und sagte ihm: das sind Frankreichs Thermopylen; wenn ich vor den Preußen dort seyn kann, so ist alles gewonnen."

Diese Worte regten Thouvenot auf, und beide überlegten nun diesen schönen Plan weiter. Die Vortheile desselben waren sehr groß: außerdem daß man nicht zurückwich, daß man sich nicht sogleich hinter die letzte Vertheidigungs-Linie, die Marne, zurückzog, zwang man den Feind, seine Zeit unnöthig zu verlieren, man hielt ihn in der Champagne pouilleuse auf, deren verheerter, morastiger, unfruchtba-

rer Boden seinem Heere keinen Unterhalt gewähren konnte; man überließ ihm nicht, wie bei dem Rückzuge auf Chalons, die drei Bisthümer, ein reiches und fruchtbares Land, wo er sehr gut seine Winterquartiere hätte nehmen können, selbst wenn er den Uebergang über die Marne nicht erzwungen hätte. Wenn der Feind einige Zeit vor dem Walde verloren hatte, und nun um ihn zu umgehen, gegen Sedan marschirte, so stieß er auf die Festungen an der niederländischen Gränze, die er wahrscheinlich nicht nehmen konnte. Umging er den Wald von der andern Seite, so fand er Metz und das Mittelheer, man konnte ihn verfolgen, und bildete dann vereint mit Kellermanns Heer eine Masse von fünfzig tausend Mann, die sich auf Metz und verschiedene andere Plätze stützte. In jedem Fall wurde er aufgehalten, und verlor diesen Feldzug unnütz; denn man war jetzt schon im September, und zu jener Zeit bezog man noch Winterquartiere.

Der Plan war herrlich, allein er mußte ausgeführt werden; und da die Preßen längs des Waldes standen, so konnten sie die Engpässe desselben eingenommen haben, ehe Dumouriez, der an dem einen Ende desselben stand, anlangen konnte. So hing also der Erfolg des Unternehmens und Frankreichs Loos von einem Zufalle und von einem Fehler des Feindes ab.

Fünf Engpässe führten durch den Argonne-Wald; der von Chène-Populeux, der von Croix-aux-Bois

der von Grandpré, von Chalade, und von Islettes. Die wichtigsten waren die von Grandpré und von Islettes, und unglücklicherweise waren gerade sie am weitesten von Sedan entfernt, und am nächsten beim Feinde. Dumouriez entschloß sich, sie mit seinem ganzen Heere zu besetzen, während er dem General Dübouquet befahl, aus dem Norddepartement herbeizueilen, und den Paß von Chène-Populeux zu besetzen, der sehr wichtig, aber sehr nahe bei Sedan war, so daß seine Besetzung weniger dringend nothwendig war. Zwei Wege konnte Dumouriez nach Grandpré und Islettes einschlagen; der eine führte hinter dem Walde hin, der andere vor demselben, und vor der Fronte des Feindes. Der erstere, im Rücken des Waldes, war sicherer, aber länger; er verrieth dem Feinde die Plane der Franzosen, und gab ihm Zeit, denselben zuvorzukommen. Der zweite Weg war kürzer, allein auch er verrieth den beabsichtigten Plan, und setzte das Heer den Angriffen eines zahlreichen Feindes aus. Man mußte längs des Waldes hin, und vor Stenay vorbeiziehen, wo Clairfait mit seinen Oesterreichern lag; Dumouriez zog aber doch diesen letztern Weg vor, und machte einen äußerst kühnen Entwurf. Er überlegte, daß der feindliche General mit der den Oesterreichern gewöhnlichen Vorsicht sich beim Anblicke des Feindes in seinem gut gelegenen Lager von Brouenne verschanzen werde,

und daß er demselben während dieser Zeit entwischen und nach Grandpré und Islettes gelangen könne. —

Am 30sten setzt sich wirklich Dillon mit achttausend Mann in Bewegung in der Richtung von Stenay, und marschirt zwischen der Maas und dem Walde. Er trifft auf Clairfait, welcher die beiden Ufer des Flusses mit fünfundzwanzig tausend Mann besetzt hält. General Miaczinsky greift mit 1500 Mann die Vorposten der Oesterreicher an, während Dillon ihn mit seiner ganzen Division unterstützte. Das Feuer ist lebhaft, und Clairfait geht sogleich über die Maas zurück, um sich nach Brouenne zu begeben, wie Dumouriez vorausgesehen hat.

Während dieser Zeit rückt Dillon kühn fort, zwischen der Maas und dem Argonne-Walde; Dumouriez folgt ihm mit seinen übrigen 15,000 Mann, und sie rücken schnell auf ihre Posten zu.

Am 2ten war Dumouriez in Bessu, und nur noch einen Tagmarsch von Grandpré entfernt. Dillon war denselben Tag in Pierremont und rückte immer mit großer Kühnheit auf Islettes los. Glücklicherweise für ihn hatte sich General Galbaud, der zur Verstärkung der Besatzung von Verdun abgeschickt worden war, auf die Islettes zurückgezogen, und sie also schon zum Voraus besetzt. Dillon kömmt am 4ten daselbst an, und besetzt Islettes und Chalade, einen andern Engpaß von untergeordneter Wichtigkeit, dessen Bewachung ihm ebenfalls übertragen ist.

Zur selben Zeit kömmt Dumouriez nach Grand-Pré, findet den Posten unbesetzt, und setzt sich am 3ten daselbst fest; so daß am 3ten und 4ten die Zugänge von dem französischen Heere besetzt, und Frankreichs Rettung weit gesicherter ist.

Durch diesen kühnen und verdienstlichen Marsch hatte sich Dumouriez in den Stand gesetzt, dem weitern Vorrücken des Feindes ein Ziel zu setzen. Aber damit war noch nicht alles gethan! Die Engpässe mußten auch uneinnehmbar gemacht werden, und dazu waren noch eine Menge Anstalten nothwendig, deren Erfolg zum großen Theile vom Glücke abhing. —

Dillon verschanzte sich in Islettes; er machte Verhaue, warf sehr gute Verschanzungen auf, und da er ein zahlreiches und gutbedientes Geschütz hatte, so errichtete er Batterien, und machte seine Stellung unzugänglich. Zur nämlichen Zeit besetzte er auch Chalade, und beherrschte dadurch die beiden Straßen, welche nach St. Menehould, und von da nach Chalons führen. Dumouriez bezog in Grand-Pré ein Lager, welches Kunst und Natur sehr fest machten. Das Heer stand auf Höhen, welche wie ein Amphitheater lagen. Am Fuße derselben floß die Aire durch ein ausgedehntes Wiesenthal. Zwei Brücken waren über den Fluß geschlagen, und durch zwei sehr starke Vorwachen gedeckt, die sich im Nothfalle auf das Hauptheer zurückziehen, aber vorher die

Brücken verbrennen sollten. Der Feind sollte ohne Brücke, und unter dem Feuer eines sehr zahlreichen Geschützes über den Fluß setzen; dann mußte er durch den Wiesengrund, der durch viele Kreutzfeuer bestrichen wurde, und endlich noch sehr steile und beinahe unzugängliche Verschanzungen erstürmen. Selbst wenn alle diese Hindernisse besiegt waren, so konnte Dumouriez sich auf der Höhe fortziehen, von derselben hinabsteigen, auf zwei Brücken über den Aisne, einen andern Fluß, welcher hinter den Bergen fließt, setzen, diese Brücken abbrechen, und so wieder einen Fluß zwischen sich und die Preußen bringen. Das Lager konnte für unüberwindlich gelten, auch war Dumouriez so ruhig darüber, daß er sich mit dem ganzen Kriegsschauplatze beschäftigen konnte.

Am 7. besetzte General Dubouquet mit 6,000 Mann den Paß von Chene-Populeux, so daß nur noch der weit unbedeutendere Weg von Croix-aux-Bois übrig blieb, der sich zwischen Chene-Populeux und Grand-Pré befindet. Dumouriez ließ die Straße abgraben, Verhaue machen, und stellte einen Obersten mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen daselbst auf. Er selbst stand somit in der Mitte des Waldes und in einer uneinnehmbaren Stellung, er vertheidigte den Hauptpaß mit 15,000 Mann, rechts von ihm stand in einer Entfernung von 4 Lieues Dillon, der mit 8,000 Mann Chalade und Islettes besetzt hielt, links hatte er Dubouquet, der mit 6,000

Mann Chene-Populeur vertheidigte, und zwischen ihnen beiden stand ein Oberst mit einigen Compagnien an dem Wege von Croix-aux-Bois, den man für sehr unbedeutend hielt. —

Da sein Vertheidigungs-System auf diese Art gebildet war, so hatte er Zeit, die Verstärkungen zu erwarten, und er trieb dieselben mächtig an.

Er befahl Beurnonvile, die Gränzen der Niederlande zu verlassen, wo der Herzog von Sachsen-Teschen nichts Ernstliches unternahm, und sich am 13. Sept. mit 10,000 Mann nach Rethel zu begeben; er bestimmte Chalons zur Niederlage der Lebensmittel und Schießbedarfs, und zum Sammelorte der Rekruten und Verstärkungsmannschaften. So vereinigte er hinter sich alle Mittel zu einem mächtigen Widerstande. Er meldete dem ausübenden Rathe, daß er den Argonne-Wald besetzt habe. Ausserdem verlangte er, man solle einige Regimenter von dem Rheinheere, das nicht bedroht sey, an das von Kellermann befehligte Mittelheer abgehen lassen; er wollte ferner, daß man Kellermann befehle, den Preußen auf ihrem Marsche gegen Paris, den sie offenbar vorhätten, weil sie Montmedy und Thionwille maskirten, zur linken Seite zu bleiben, über Ligny und Bar-le-Duc zu marschiren, und sie so von der Seite und im Rücken zu fassen. Wenn auf alle diese Anstalten hin die Preußen den Plan aufgeben sollten, durch den Argonne-Wald vorzudringen, und

wenn sie höher hinaufrücken würden, so wollte er ihnen in Revigny zuvorkommen, wo er sich mit dem von Metz kommenden Kellermann vereinigen könne. Wenn sie nach Sedan hinabmarschirten, so folgte Dumouriez ihnen wieder, fand die 10,000 Mann von Beurnonville und erwartete Kellermann an dem Aisne; in beiden Fällen kamen dadurch 60,000 M. zusammen, und diese konnten sich auch im offenen Felde halten. —

Der ausübende Rath that alles, um Dumouriez in diesen herrlichen Planen zu unterstützen. Der Kriegsminister Servan sorgte, obgleich kränklich, ohne Unterlaß für die Versehung der Heere mit Lebensmitteln, für die Fortschaffung der Geräthschaften und des Schießbedarfes, und für die Errichtung neuer Corps. Alle Tage gingen von Paris 1500 bis 2000 Freiwillige ab, Jedermann eilte zu dem Heere. Die Volksgesellschaften, der Gemeinderath, die Versammlung sahen ununterbrochen freiwillig errichtete Compagnien an sich vorbeiziehen, die nach Chalons, dem allgemeinen Vereinigungsorte der Neuankommenden, abgingen. Es fehlte diesen jungen Soldaten nur an Mannszucht und Kriegserfahrung; allein diesen Mangel konnte ein geschickter Feldherr, der sie recht kannte, bald ersetzen.

Die Girondisten waren persönliche Feinde von Dumouriez, und trauten ihm nur wenig, seitdem er sie aus dem Ministerium vertrieben hatte; sie hatten

ihm sogar einen gewissen Grimoard zum Nachfolger geben wollen. Allein seitdem das Wohl des Vaterlandes auf ihm zu beruhen schien, hatten sie sich wieder mit ihm vereinigt, und Roland, der ehrlichste und uneigennützigste Mann unter ihnen, hatte ihm einen rührenden Brief geschrieben, in dem er ihn versicherte, alles sey vergessen, und sie alle verlangen sehnlichst seine Siege preisen zu können.

Dumouriez hatte sich also der Gränze kräftig bemächtigt, und sich zum Mittelpunkte der großen Bewegungen gemacht, die bis dahin zu langsam und zu unzusammenhängend gewesen waren; er hatte die Engpässe des Argonne-Waldes glücklich besetzt, eine Stellung genommen, welche den Heeren Zeit gab, sich zu sammeln, und in seinem Rücken zu bilden; er ließ alle Generale heranrücken, um ein starkes Heer zu haben; er setzte Kellermann in die Lage, Befehle von ihm annehmen zu müssen; er befahl kräftig, handelte schnell, richtete seine Soldaten durch seine Gegenwart auf, bezeugte ihnen viel Vertrauen, und bemühte sich, ihnen Lust zu einer baldigen Schlacht einzuflößen. —

Auf diese Art war der 10. Sept. herangekommen. Die Preußen zogen an der engen Stellung hin und her, plänkelten mit allen Posten, und wurden überall zurückgeschlagen. Dumouriez hatte im Innern des Waldes geheime Verbindungswege anlegen lassen, und konnte so auf alle bedrohten Stellen unerwartet

Truppen hinsenden, was dem Feinde glauben machte, daß er ein doppelt so starkes Heer gegen sie habe, als wirklich der Fall war.

Am 11. wurde ein allgemeiner Versuch gegen Grand-Pré gemacht; allein die Generale Miranda in Mortaume und Stengel in Saint-Jouvin wiesen alle Versuche vollständig zurück. An mehreren Stellen waren die Soldaten so sehr ermuthigt durch die Gegenwart ihres Generals, daß sie über die Verschanzungen sprangen, und dem Feinde mit dem Bajonette entgegengingen. Dem Heere fehlte es wegen der, bei einem so schnell eingerichteten Commissariate unvermeidlichen Unordnung an Lebensmitteln; allein die Heiterkeit des Feldherrn, der für sich nicht besser sorgte, als für seine Leute, machte jedem die Entbehrungen leichter erträglich, und ungeachtet eines Anfanges von Ruhr befand man sich im Lager von Grand-Pré so ziemlich gut. Nur die höhern Officiere, die an keinen langen Widerstand glaubten, und das Ministerium, welches auch daran zweifelte, sprachen von einem Rückzuge hinter die Marne, und bestürmten Dumouriez mit ihren Rathschlägen. Er schrieb den Ministern starke Briefe, gebot seinen Officieren Stillschweigen, indem er sagte, er werde einen Kriegsrath einberufen, wenn er um guten Rath verlegen sey. – Jeder muß unter der nachtheiligen Seite seiner Anlagen leiden. Dumouriez wurde oft durch seine

Raschheit zu Unbesonnenheiten hingerissen, und oft übersah er in der Hitze des Entschlusses die materiellen Schwierigkeiten, welche sich seinen Planen entgegensetzten; so z. B. als er Lafayette befahl, von Metz nach Givet zu ziehen; eben so machte er hier einen sehr großen Fehler, der ihm und dem Heere den Untergang gebracht hätte, wäre er weniger kaltblütig und großartig gewesen. Zwischen Chene-Populeux und Grand-Pré befand sich, wie wir schon bemerkt haben, ein Paß, auf den man sehr wenig Werth legte, und ihn nur mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen vertheidigte. Dumouriez, allzubeschäftigt mit allem dem, was ihm oblag, hatte sich nicht mit eigenen Augen von der Natur des Passes überzeugt; und da er überdieß nur wenig Leute dahin abgeben konnte, so ließ er sich leicht bereden, daß einige hundert Mann zu seiner Bewachung hinreichen. Und was noch das schlimmste war, der dahin abgeschickte Oberst hatte Dumouriez beredet, man könne von dieser kleinen Za l noch einen Theil zurückziehen, indem einige Freiwillige zur Vertheididigung des Postens hinreichend seyn werden, wenn die Wege abgegraben würden. Dumouriez ließ sich von dem Obersten, einem alten Soldaten, in den man Vertrauen setzen zu dürfen glaubte, täuschen.

Während dieser Zeit hatte der Herzog von Braunschweig die verschiedenen Stellungen der Franzosen untersuchen lassen, und einen Augenblick die Absicht gehabt,

längs dem Walde hin gegen Sedan zu ziehen, um den Wald auf dieser Seite zu umgehen. Es scheint, daß Spionen die Nachlässigkeit Dumouriez's verriethen. Croix = aux = Bois wurde von Oesterreichern und Ausgewanderten, unter dem Befehle des Prinzen von Ligne angegriffen. Die Verhaue waren kaum angefangen, die Straßen nicht abgegraben, und der Engpaß wurde am 13. ohne große Mühe eingenommen. Kaum hatte Dumouriez diese unglückliche Nachricht erhalten, als er den General Chasot, einen Officier von dem erprobtesten Muthe, mit zwei Brigaden, sechs Schwadronen und vier Achtpfündern hinschickte, um den Oesterreichern den Paß wieder abzunehmen. Er befahl, sie mit dem Bajonette anzugreifen, ehe sie Zeit gefunden hätten, sich zu verschanzen. Der 13. und der 14. verflossen, ohne daß Chasot den erhaltenen Befehl ausführen konnte. Am 15. endlich griff er mit Macht an, und nahm den Posten zugleich mit dem feindlichen Anführer, dem Prinzen von Ligne. Allein zwei Stunden später, und ehe er sich verschanzen konnte, von einer sehr überlegenen Macht angegriffen, wurde er wieder zurückgeschlagen, und verlohr Croix=aux=Bois. Außerdem wurde er von Grand=Pré abgeschnitten, und konnte sich nicht auf das Hauptheer zurückziehen, das also um seine ganze Abtheilung geschwächt war. Er zog sich auf Vouziers zurück. General du Bouquet, welcher den Paß von Chene=Populeux bisher mit Glück

vertheidigt hatte, hielt, als er sich von Grand = Pré abgeschnitten sah, es nicht für klug, sich der Gefahr auszusetzen, vom Feinde umringt zu werden, und beschloß deßhalb, sich über Allignr und Somme=Puis nach Chalons zurückzuziehen. So war also die Frucht so vieler kühnen Plane und so manchen glücklichen Zufalles verloren; das einzige Hinderniß, das man dem Feinde entgegensetzen konnte, der Argonnewald, war eingenommen, und der Weg nach Paris stand offen.

Dumouriez, von Chasot und Dubouquet getrennt, hatte nur noch 15000 Mann bei sich, und wenn der Feind schnell durch den Engpaß von Croix=aux=Voix vorgedrungen, sich der Brücken über den Aisne, welche, wie oben bemerkt wurde, die Rückzugsstraße Dumouriez's waren, besetzt hätte, so wäre dieser verloren gewesen. Er hatte vierzigtausend Preußen vor sich und fünfundzwanzigtausend Oesterreicher hinter sich, wäre von fünfundsechzigtausend Mann, zwei Strömen und dem Walde eingeschlossen gewesen, und hätte nur die Wahl zwischen Ergeben, oder einem nutzlosen Aufopfern seines Heeres gehabt.

In dieser verzweifelten Lage verlor er aber den Muth nicht, sondern behielt einen Gleichmuth, der viel höher steht, als der feurigste Siegeseifer. Seine

erste Sorge war noch an demselben Tage, seinen Rückzug anzutreten, denn das dringendste war, sich aus diesen caudinischen Pässen herauszuwinden. Er überlegte, daß sein rechter Flügel sich an Dillon lehne, der noch Islettes und den Weg von St. Menehould besetzt hielt, daß, wenn er also sich hinter denselben zurückziehe, so daß er seinen Rücken gegen Dillon kehre, sie beide dem Feinde die Stirne bieten würden, Dillon in Islettes, er in St. Menehould. In dieser Stellung konnte er die Ankunft Chasots und Dubouquets erwarten; ferner die von Beurnonville, der am 13. in Rethel seyn mußte, und selbst Kellermann, der schon seit zehn Tagen unterwegs war, mußte nächstens ankommen. Dieser Plan war der beste und Dumouriez's Absicht entsprechendste, weil diese darin bestand, sich nicht ins Innere von Frankreich zurückziehen, welches ein offenes Land ist, sondern sich in schwierigen Stellungen zu halten, Zeit zu gewinnen, und seine Verbindung mit dem Mittelheere zu bewerkstelligen. Wenn er sich auf Chalons zurückzog, so wurde er als Flüchtling verfolgt, er mußte einen Rückzug unter den ungünstigsten Umständen vornehmen, den er gleich Anfangs weit besser hätte machen können, und machte es Kellermann unmöglich, zu ihm zu stoßen. Es war allerdings sehr kühn, nach einer Schlappe, wie die von Croix-aux-Bois war, in seinem Systeme zu beharren, und er

bedurfte ebensoviel Talent als Kraft, um sich nicht von dem so oft wiederholten Rathe fortreißen zu lassen, sich hinter die Marne zurückzuziehen. Und wie vieler glücklichen Umstände bedurfte es nicht, um einen Rückzug in Gegenwart eines so überlegenen und aufmerksamen Feindes glücklich zu vollenden! Er befahl sogleich Beurnonville, der auf Rethel marschirte, Chasot, von dem er beruhigende Nachrichten erhielt, und Dubouquet, der sich nach Attigny zurückgezogen hatte, sich nach St. Menehould zu begeben. Zu derselben Zeit befahl er Kellermann, seinen Marsch fortzusetzen, denn er fürchtete, derselbe möchte auf die Nachricht von dem Verluste der Engpässe wieder nach Metz zurück gehen wollen. Nachdem er alles dieses besorgt, noch einen preußischen Officier, der als Parlamentär gekommen war, empfangen, und ihm das Lager in der besten Ordnung gezeigt hatte, ließ er um Mitternacht die Zelten abschlagen, und marschirte in aller Stille auf die zwei Brücken los, über welche er sich von Grand-Pré zurückziehen mußte. Glücklicherweise für ihn war der Feind noch nicht über Croix-aux-Bois gegangen, um seine Stellung zu umgehen. Der Himmel war voll Wolken, und umschleierte den Rückzug der Franzosen. Man marschirte die ganze Nacht auf den abscheulichsten Wegen, und das Heer, welches noch keine Zeit gehabt hatte, sich zu beunruhigen, vollzog die Bewegung ohne ihren Grund zu kennen.

Am folgenden Tage um 8 Uhr morgens hatten alle Truppen über den Aisne gesetzt, Dumouriez war außer Gefahr, und stellte sich auf der Höhe von Autry, vier Lieues von Grand-Pré, in Schlachtordnung auf.

Niemand verfolgte ihn, er glaubte sich schon gerettet, und ging gegen Dammartin-sur-Haes vor, als plötzlich Flüchtlinge herbeistürzten und riefen, es sey alles verloren, der Feind habe das Heer umgangen, und es in Unordnung gebracht. Dumouriez eilt auf dieses Geschrei herbei, begiebt sich zu seiner Nachhut und sieht, wie der Peruaner Miranda und der alte General Duval die Flüchtlinge aufhalten, und die Reihen wiederherstellen, welche die preußischen Husaren einen Augenblick zersprengt hatten. Die Unerfahrenheit dieser neuen Truppen und die allgemeine Furcht vor Verrath machte einen panischen Schrecken sehr leicht möglich. Doch wurde alles wiederhergestellt durch die eifrigen Bemühungen der drei Generale Duval, Miranda und Stengel; man bivouaquirte in Dammartin in der Hoffnung, sich bald an Islettes anlehnen zu können, und so den gefährlichen Rückzug glücklich zu beendigen.

Dumouriez war seit zwanzig Stunden zu Pferde; kaum saß er Abends 6 Uhr ab, als er noch einmal das Geschrei hörte: Rette sich wer kann, — ferner Verwünschungen gegen die Generale, und nament-

lich gegen ihn, der zum Feinde übergehen wolle. Die Artillerie hatte angespannt, und wollte sich auf eine Anhöhe flüchten, das ganze Heer war in Unordnung. Dumouriez ließ große Feuer anzünden und befahl die ganze Nacht über an Ort und Stelle zu bleiben. Man brachte so zehn Stunden im Kothe und in der Dunkelheit zu. Mehr als 1500 Flüchtlinge entwischten, und verbreiteten in Paris und in ganz Frankreich das Schreckens-Gerücht, das Nordheer sey verloren, und dem Feinde verrathen worden.

Am folgenden Morgen war alles wieder in Ordnung. Dumouriez schrieb mit seiner gewohnten Zuversicht an die Versammlung: „Ich bin genöthigt worden, das Lager von Grand-Pré zu verlassen; mein Rückzug war gemacht, als ein panischer Schrecken sich des Heeres bemächtigte, zehntausend Mann flohen vor 1500 Preußischen Husaren. Doch haben wir nur fünfzig Mann und einiges Gepäcke verloren. Alles ist wieder gut gemacht, und ich stehe für Alles." Es bedurfte solcher bündigen Versicherungen, um Paris und den ausübenden Rath zu beruhigen, der den General von Neuem zum Rückzuge über die Marne aufforderte.

St. Menehould, wohin Dumouriez zog, liegt an dem Aisne, einem der Flüsse, welche das Lager von Grand-Pré umgaben. Dumouriez mußte denselben hinaufziehen, und über drei tiefe Waldbäche setzen, die in denselben fließen, nämlich über die Tourbe,

die Lionne, und die Auve. Erst hinter diesen drei Bächen war das Lager, welches er beziehen wollte. Vor St. Menehould erheben sich im Kreise Höhen von einer Dreiviertels-Meile. An ihrem Fuße liegt eine Ebene, in welcher die Auve Moraste bildet, ehe sie sich in den Aisne ergießt.

Diese Ebene wird rechts durch die Höhe von Hyron, in der Mitte durch die von Lune, und links durch die von Gisaucourt begränzt. In der Mitte der Ebene liegen verschiedene, jedoch niedrigere Höhen; die Mühle von Valmy ist eine derselben, und diese liegt gerade den Bergen von Lune gegenüber. Die große Straße von St. Menehould geht mitten durch die Ebene ungefähr gleichlaufend mit der Auve. Dumouriez stellte sich in St. Menehould und oberhalb der Ebene auf. Er ließ ringsum alle wichtige Posten besetzen, lehnte seinen Rücken gegen Dillon, und befahl diesem, dem Feinde fest zu widerstehen. Er hielt somit die große Straße nach Paris an drei Punkten besetzt; in Islettes, in St. Menehould und in Chalons.

Allein die Preußen konnten, wenn sie über Grand-Pré vorrückten, ihn in St. Menehould zur Seite stehen lassen, und geradezu auf Chalons losgehen. Dumouriez befahl daher Dubouquet, von dessen glücklicher Ankunft er gehört hatte, sich mit seiner Division bei Epine aufzustellen, alle neu angekommenen Freiwilligen an sich zu ziehen, und so Chalons

gegen einen Ueberfall zu decken. Dumouriez vereinigte sich endlich mit Chasot und mit Beurnonville. Dieser Letztere war schon am 15. bei St. Menehould angekommen, allein als er ein wohlgeordnetes Heer vor sich sah, so hielt er es für das feindliche, und zog sich wieder nach Chalons zurück; denn daß es Dumouriez sey, der sich so bald aus der Verlegenheit gezogen habe, konnte er sich nicht denken. In Chalons hörte er die Wahrheit, und rückte nun am 19. bei Maffrecourt rechts von Dumouriez in eine feste Stellung. Er hatte die 10,000 Tapfern bei sich, welche Dumouriez einen Monat lang im Lager bei Maulde im Vorposten-Kriege geübt hatte. Mit den Truppen Chasot's und Beurnonville's zählte Dumouriez 35,000 Mann unter seinen Befehlen. Er verdankte es somit seiner Festigkeit und seiner Geistesgegenwart, sich in einer sehr festen Stellung zu befinden, in der er den Feind noch lange aufhalten konnte. Allein wenn der Feind ihm nach Chalons vorauseilte, was würde dann aus seinem Lager bei St. Menehould werden? Diese Furcht kam ihm immer wieder, und sein Lager bei Epine konnte ihn nicht beruhigen.

Zwei Bewegungen wurden sehr langsam um ihn herum vorgenommen; die eine war die des Herzogs von Braunschweig, der zauderte, vorzurücken, die andere die von Kellermann, der am 4. von Metz abgegangen, und trotz eines vierzehntägigen Marsches noch

noch immer nicht angekommen war. Des Herzogs Langsamkeit war ein Glück für Dumouriez, allein Kellermann setzte ihn in die größte Gefahr; Kellermann, bedächtig und unentschlossen, obgleich sehr tapfer, rückte vor, und zog sich zurück, je nach den Bewegungen der Preußen. Noch am 17. machte er, als er den Verlust der Engpässe erfuhr, einen Marsch rückwärts. Doch ließ er Dumouriez am Abend des 19. sagen, daß er nur noch drei Stunden von St. Menehould entfernt stehe. Dumouriez hatte ihm die Höhe von Gisaucourt bestimmt, die zu seiner Linken lag, und den Weg nach Chalons und die Auve beherrschte. Er hatte ihm sagen lassen, er könne sich, im Falle einer Schlacht, auf den niedern Höhen aufstellen, und auf Valmi, jenseits der Auve, vorrücken. Dumouriez hatte nicht Zeit, seine Waffengefährten selbst aufzustellen, und Kellermann ging in der Schlacht vom 19. über die Auve, stellte sich bei Valmi in der Mitte der Ebene auf, und vernachlässigte die Höhen von Gisaucourt, welche den linken Flügel des Lagers von St. Menehould bildeten, und die Berge von Lune beherrschten, auf denen die Preußen vorrücken mußten. —

Diese waren auch wirklich über Grand-Prey vorgedrungen, und im Angesichte des französischen Lagers angekommen; sie erglimmten die Berge von Lune, und entdeckten die Höhe, auf welcher Dumouriez's Lager stand. Sie gaben sogleich den Plan auf,

nach Chalons zu eilen, und freuten sich, die beiden französischen Feldherrn hier vereinigt zu finden, welche sie mit einem Schlage zu vernichten hofften. Sie wollten die Straße nach Chalons besetzen, nach Vitry vorgreifen, Dillon bei Islettes durchbrechen, so St. Menehould von allen Seiten umgeben und die beiden Heere zwingen, die Waffen zu strecken.

Am 20. sah Kellermann, der, anstatt die Berge von Gisaucourt zu besetzen, bei der Mühle von Valmi mitten in der Ebene stand, daß er von dem Feinde, welcher auf der Höhe von Lune stand, beherrscht werde. Auf der einen Seite hatte er Hyron, welches die Franzosen zwar hatten, allein verlieren konnten; auf der andern Gisaucourt, das er nicht besetzt hatte, und wo sich nun die Preußen festsetzen wollten. Wenn er geschlagen wurde, so wurde er in die Moräste der Auve geworfen, hinter die Mühle von Valmi gedrängt, und konnte vernichtet werden, ehe er sich mit Dumouriez vereinigen konnte. Er rief sogleich diesen letztern zu Hülfe, allein als der König von Preußen eine starke Bewegung im französischen Lager sah, so befahl er sogleich den Angriff, weil er glaubte, die feindlichen Generale wollen den Weg nach Chalons besetzen, und er dieses verhindern wollte. Die Preußische Vorhut traf auf dem Wege von Chalons auf Kellermanns Vorhut, der mit seinem Hauptcorps auf der Anhöhe von Valmi stand. Der Angriff war lebhaft, die Franzosen wichen zu-

erst, wurden aber von den Carabiniers des Generals Valence unterstützt, und drangen wieder vor. Zu gleicher Zeit entspann sich ein lebhaftes Feuer aus dem groben Geschütze zwischen Lune und Valmi.

Kellermann's Stellung war sehr bedenklich, seine Truppen standen alle auf einander geschoben auf der Anhöhe von Valmi, und hatten keinen Raum zum Fechten. Von den Bergen von Lune aus wurde er beschossen; eben so wurde seinem linken Flügel von Gisaucourt hart zugesetzt; Hyron war allerdings noch von den Franzosen besetzt; allein wenn Clairfait es mit seinen 25,000 Oesterreichern angriff, so konnte er die Stellung leicht nehmen, und dann wurde Kellermann von allen Seiten beschossen, von Valmi an die Auve zurückgeworfen, ohne daß Dumouriez ihm beistehen konnte. Dieser entsendete sogleich den General Stengel mit einer starken Abtheilung, um die Stellung von Hyron zu verstärken, und somit Kellermann's rechten Flügel zu decken; er verstärkte Stengel noch außerdem durch Beurnonville mit sechszehn Bataillonen, er schickte Chasot mit neun Bataillonen und acht Schwadronen ab, um Gisaucourt zu nehmen, und Kellermann's linken Flügel zu decken. Allein als Chasot bei Valmi ankam, so verlangte er Kellermanns Befehle anstatt gegen Gisaucourt vorzurücken, und ließ somit den Preußen Zeit, es zu besetzen, und ein mörderisches Feuer dort zu eröffnen. Da Kellermann auf diese Art

links und rechts unterstützt war, so konnte er sich doch an der Mühle von Valmi halten. Unglücklicher Weise sprengte eine Haubitze einen Pulverwagen in die Luft, und brachte dadurch das Fußvolk in eine Unordnung, welche noch durch das Geschütz auf den Höhen von Lune vermehrt wurde. Kellermann bemerkte dieses, durcheilte die Reihen und stellte sie wieder her. In diesem Augenblicke wollte der Herzog von Braunschweig die Anhöhe mit dem Bajonette erstürmen lassen. —

Es war Mittag. Ein dicker Nebel, welcher die beiden Heere verhüllt hatte, war gefallen, man konnte sich gegenseitig sehr gut sehen, und die jungen französischen Truppen sahen die Preußen in drei Sturmhaufen, mit der Sicherheit alter und kriegsgewohnter Schaaren vorrücken. Sie erblickten zum erstenmale hunderttausend Mann auf einem Schlachtfelde, und sollten ebenfalls das erstemal das Bajonett fällen; sie kannten weder sich noch den Feind, und betrachteten sich mit Unruhe. Kellermann begibt sich in die Verschanzungen, stellt seine Truppen in Sturmhaufen von einem Bataillon in Front, und befiehlt ihnen, die Preußen nicht zu erwarten, sondern sich auf dieselben mit dem Bajonette loszustürzen, wenn sie an einer bestimmten Stelle angekommen seyn würden. Dann erhebt er die Stimme und ruft: „es lebe die Nation!“ Man mochte noch so tapfer oder feig seyn, der Ruf aber: es lebe die Nation! macht alle

zu Tapfern, und die jungen Soldaten rücken rasch vor unter dem Rufe: „es lebe die Nation!“ Bei diesem Anblicke hält der Herzog von Braunschweig, der nur sehr ungerne und mit großer Unruhe über den Erfolg den Angriff befohlen hatte, seine Sturmsäulen an, zaudert einen Augenblick, und befiehlt endlich den Rückzug ins Lager. —

Diese Probe war entscheidend. Von diesem Augenblick an glaubte man an den Muth der Gevatter Schneider und Handschuhmacher, aus denen, nach dem Vorgeben der Ausgewanderten, das französische Heer bestehen sollte. Man sah ausgerüstete, bekleidete, muthige Truppen, mit Orden gezierte und erfahrene Officiere, einen General Duval, dessen schöne Haltung und weiße Haare Achtung einflößten, Kellermann endlich und Dumouriez, welche so viel Beständigkeit und Geschicklichkeit vor einem überlegenen Feinde entwickelten. Von diesem Augenblick an hatte man eine andere Meinung von der Staats-Umwälzung in Frankreich, und das bisherige lächerliche Chaos verwandelte sich in einen furchtbarkräftigen Aufschwung des Volkes. —

Um vier Uhr versuchte der Herzog einen neuen Angriff. Die sichere Haltung der Franzosen brachte ihn wieder ausser Fassung, und er zog sich nochmals zurück. Er konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen, er sah die Falschheit aller ihm gemachten Versicherungen, und rückte nur mit der höchsten Vor-

sicht vor. Man hat ihm zwar einen Vorwurf daraus gemacht, daß er den Angriff auf Kellermann nicht ernstlicher betrieb, und diesen aus seiner Stellung warf; allein fähige Richter urtheilen, daß er Recht hatte. Kellermann war links und rechts von dem ganzen französischen Heere unterstützt, konnte sich wohl halten, und wenn der Herzog in dieser Gebirgsschlucht und dieser schlechten Gegend geschlagen wurde, so war er ganz verloren. Außerdem hatte er ja doch die Straße nach Chalons besetzt, und die Franzosen von ihrem Stützpunkte abgeschnitten, und konnte hoffen, sie in einigen Tagen zu nöthigen, ihre Stellung zu verlassen. Er bedachte nicht, daß ihnen, im Besitz von Vitry, die Besetzung der Straße nach Chalons nichts schade, als daß ihre Verstärkungen und Zufuhren einen kleinen Umweg machen mußten. —

Dieses war der berühmte Tag von Valmi, an dem zwanzigtausend Kanonenschüsse fielen, und den man später die Kanonade von Valmi nannte; der Verlust war ungefähr gleich auf beiden Seiten, und belief sich auf ungefähr acht bis neun hundert Mann. Allein im französischen Lager war Freude und Zuversicht, im feindlichen Verdruß und Streit. Man versichert, daß noch an demselben Abend die Ausgewanderten die lebhaftesten Vorwürfe von dem Könige von Preußen erhielten, und daß Calonne's Einfluß sich

sichtbar verminderte, dessen Anmaßung größer als die aller andern ausgewanderten Minister, und dessen Gehirn am erfinderischsten an übertriebenen und lügenhaften Nachrichten gewesen war.

In der Nacht zog sich Kellermann stille über die Auve zurück, und lagerte sich auf den Höhen von Gisaucourt, die er von Anfang an hätte besetzen sollen, und welche den Preußen den Tag über zum großen Vortheil gereicht hatten. Die Preußen blieben auf den Bergen von Lune. Ihnen gegenüber in der Tiefe stand Dumouriez, und links von ihm Kellermann, auf den so eben von ihm wiedergenommenen Höhen. In dieser sonderbaren Stellung kehrten die Franzosen Frankreich das Gesicht zu, und schienen das angreifende Heer zu seyn; die Preußen dagegen kehrten ihm den Rücken, als wenn sie es zu vertheidigen hätten. Jetzt begann ein neuer, von Dumouriez mit vieler Kraft und Festigkeit ausgeführter Kriegsplan, den er sowohl gegen den Feind, als gegen seine Untergeordneten und seine Vorgesetzten zu vertheidigen hatte. Er konnte warten; er hatte 70,000 Mann in einem guten Lager, und war immer, oder beinahe immer, hinlänglich mit Lebensmitteln versehen. Den Preußen dagegen gebrach es daran; und ihr Heer war von Krankheiten heimgesucht. Das Wetter war abscheulich, der Boden lehmigt und naß, und sie konnten nicht lange in dieser Stellung bleiben. Wenn

sie, jetzt zu spät, schnell gegen Paris vorrücken wollten, so war Dumouriez stark genug, ihnen zu folgen, und sie, wenn sie weiter vorgerückt seyn würden, zu umringen. —

Dieser Plan war richtig und klug, allein er fand keinen Beifall, weder im Lager, wo die Officiere über die Entbehrungen ärgerlich waren, und Kellermann nicht gerne unter einem Höhern stand, noch in Paris, wo man sich vom Heere abgeschnitten, und nichts mehr zwischen dem Könige von Preußen und der Stadt sah, welcher sich seit dem Vordringen durch den Argonne-Wald, Uhlanen bis auf 15 Lieues näherten. Die Versammlung und der Ministerrath waren erbittert über Dumouriez's Halsstarrigkeit, und erließen die dringendsten Befehle an ihn, sich hinter die Marne zurückzuziehen. Die Erschreckten, Kriegsunkundigen konnte nichts beruhigen, als ein Lager auf dem Montmartre, und ein Heer, das zwischen ihnen und den Preußen stand. „Die Uhlanen plagen Euch?“ schrieb Dumouriez, „nun so schlagt sie todt, das geht mich nichts an. Ich werde meinen Plan nicht wegen eines Husarengeplänkels ändern.“ Die Befehle und Ermahnungen wurden aber immer fortgesetzt. Auch im Lager machten die Officiere immerwährende Bemerkungen. Nur die Soldaten hielt der Frohsinn des Feldherrn aufrecht, der ihre Reihen durchging, ihnen die bedenkliche Lage der Preußen

erklärte, und sie so dahin brachte, daß sie Unwetter und Hunger ruhig ertrugen. Einmal wollte sogar Kellermann abziehen, und Dumouriez mußte, wie Columbus, als er noch einige weitere Tage von seiner Schiffsmannschaft erflehte, sich dazu verstehen, das Lager abzubrechen, wenn die Preußen nicht in einer gegebenen Anzahl von Tagen abziehen würden.

Das schöne Heer der Verbündeten war wirklich in einem traurigen Zustande; es ging durch Hunger und eine schreckliche Ruhr zu Grunde. Dumouriez's Anstalten hatten mächtig dazu beigetragen. Das Geplänkel vor dem Lager erkannte man als unnütz und zu nichts führend, und man schloß eine Uebereinkunft zwischen beiden Heeren ab, daß es, aber nur vor der Fronte derselben, aufhören sollte. Sogleich entsendete nun Dumouriez seine ganze, und namentlich die neu errichtete Reiterei in die Umgegend, um dem Feinde die Zufuhr abzuschneiden, die durch den Paß von Grandprey und den Aisne herauf ankamen. Die französische Reiterei fand Geschmack an diesem, für sie so gewinnreichen Kriege, und führte ihn mit vieler Thätigkeit. So kam das des Ende Septembers heran; der Zustand im preußischen Lager wurde unerträglich, und man schickte Officiere ins französische Lager, um zu parlamentiren. Zuerst war nun von Auswechslung der Gefangenen die Rede, und zwar ver-

langten die Preußen diesen Vortheil auch für die Ausgewanderten, was ihnen aber verweigert wurde. Man war von beiden Seiten sehr artig gegen einander, von den Gefangenen kam das Gespräch auf die Gründe des Krieges, und man gestand beinahe von Seiten der Preußen, daß der Krieg unpolitisch sey.

Die französische
Staats-Umwälzung.

Dritte Periode.

Geschichte
des
National-Convents.

Zusammentritt des Nationalconvents.

Lacretelle sagt: man kann die Geschichte des Nationalconvents nicht lesen, ohne sich fragen zu müssen, will sich die menschliche Gesellschaft auflösen? Dieser Zeitpunkt übertrifft an Grausamkeit und Barbarei die blutigsten Epochen der römischen Geschichte; er übertrifft an Ungereimtheit Alles, was die düsterste und abgeschmackteste puritanische Anarchie Englands aufzuweisen hat, sein Hauptkenntzeichen ist eine furchtbare Originalität von Ruchlosigkeit, ein in seiner Wildheit, seinen Freuden, seinem Wahnsinne, und, wenn man sich so ausdrücken darf, in seinem Genie berechneter Atheismus.

Dennoch sagen die Apologisten des Convents, daß derselbe durch die Thatkraft, die er bewiesen und mit der er gehandelt, alles vorbereitet und angeordnet habe, und so die Ursache der Siege gewesen sey, welche die Welt in Erstaunen gesetzt; sie scheinen aber zu vergessen, daß der französische Kriegsruhm erst den höchsten Gipfel seines Glanzes unter dem Convent, nach dem Sturze der Schreckensmänner, ihres Systems und ihrer Schaffote erhielt.

Ehe die zweite Nationalversammlung auseinander ging, faßte sie noch folgende Beschlüsse hinsichtlich des zu versammelnden Convents:

Am 21. September verlangte Herr François de Neufchateau, daß, sobald die Versammlung erfahren würde, der Nationalconvent sey versammelt, sie mit ihren Arbeiten sogleich aufhören solle; daß sie sich nach dem Orte hinbegeben solle, wo sich der Convent versammelt haben würde; daß sie die versammelten Mitglieder des Convents feierlich abholen, nach dem Versammlungssaale bringen und ihnen zur Ehrenwache dienen solle. Die Nationalversammlung nahm alle diese Vorschläge an, und sandte den Herrn François de Neufchateau nach dem Nationalconvent.

Indessen erschienen zwölf Abgesandte des Convents. Der Redner dieser Gesandtschaft, Gregoire, sprach: „Bürger! Der Nationalconvent ist versammelt. Wir sind von ihm abgesandt, um euch anzukündigen, daß er hierher kommen und seine Sitzungen anfangen wird.“

Jetzt erklärte die Nationalversammlung, daß ihre Arbeiten geschlossen seyen, und begab sich insgesammt nach dem Nationalconvent.

Dieser hatte sich indessen in dem Schlosse der Tuillerien versammelt. Als die Nationalversammlung in den Saal eingetreten war, redete Herr

François de Neufchateau den Convent mit folgenden Worten an:

„Stellvertreter der Nation! Die gesetzgebende Versammlung hat ihre Geschäfte niedergelegt, und sie bemüht sich, dem ganzen Reiche zuerst das Beispiel der Unterwürfigkeit unter diejenigen Gesetze zu geben, die ihr erlassen werdet. Sie wünscht sich Glück dazu, die Zügel der Regierung euern Händen übergeben zu haben. Sie hat beschlossen, daß ihr erstes Geschäft als bloße Bürger darin bestehen solle, dem Nationalconvente zur Wache zu dienen, und demselben ehrfurchtsvolle Huldigungen darzubringen, um allen Franzosen durch ihr Beispiel zu zeigen, wie man sich vor der Majestät des Volkes verbeugen müsse, welches ihr vorstellet. Wir wünschen uns Glück dazu, daß nach unserm Aufrufe alle Urversammlungen des Reiches dem Ansuchen nachgekommen sind, welches wir an sie gethan haben. Sie haben dadurch, daß sie euch ernannten, die außerodentlichen Maßregeln gebilligt, welche das Wohl von vierundzwanzig Millionen Menschen gegen die Treulosigkeit eines einzigen erforderte. Alle Gründe zur Zwietracht müssen aufhören. Die ganze Nation hat jetzt ihre Stellvertreter, und ihr werdet eine Constitution auf den Grundlagen der Freiheit und Gleichheit aufführen. Der Zweck eurer Bemühungen wird seyn, den Franzosen Freiheit, Gesetze und den Frieden zu verschaffen: Freiheit, ohne welche die Fran-

zosen nicht mehr leben können, Gesetze, die festeste Grundlage der Freiheit, Frieden, den einzigen Zweck des Krieges. Freiheit, Gesetze, Friede: diese drei Worte wurden von den Griechen über das Thor ihres Tempels zu Delphos gesetzt. Ihr werdet dieselben dem ganzen Boden Frankreichs aufdrücken. Ihr werdet vorzüglich zwischen allen Theilen des Reiches die Einheit der Regierung erhalten, deren Mittelpunkt und zusammenhaltendes Band ihr seyd. Auf diese Weise werdet ihr die Segenswünsche eurer Mitbürger euch zuziehen."

Der Convent empfing die Huldigungen der gesetzgebenden Nationalversammlung ziemlich stolz. Die drei Jahre seiner Herrschaft bestanden gewissermaßen aus drei verschiedenen Versammlungen, die aber alle drei despotisch und alle drei unterjocht waren; die erste schien nur eine Fortdauer der zweiten Nationalversammlung zu seyn, und widerstand dem Verbrechen nur schwach; sie war königsmörderisch aus Furcht geworden, und wurde brudermörderisch aus Schwäche: so brachte sie die Zeit vom 21. Januar bis zum 21. Mai 1793 hin.

Der decimirte Convent bietet nur noch eine Vereinigung von Ruchlosigkeit dar; er badet sich unter der Anführung der ihn tyrannisirenden Decemvire im Blut. Täglich leiht er den Beschlüssen seiner Tyrannen seinen Namen, und überliefert ihnen seine Assignaten, seine Armee, so wie das Blut des Schuld-

losen und des Unschuldigen. — Während fünfzehn Monaten blieb er stumm und in einer fürchterlichen Gleichgültigkeit, dem Todesinstrument gleichend, welches über ganz Frankreich herrschte. Den 9. Thermidor wagte er zu schaudern, und — das menschlische Geschlecht war gerettet. Allein unter den Streichen blutdürstiger Ungeheuer fielen die furchtbarsten Tyrannen. Unter den drei verschiedenen Perioden seiner Existenz fallen die merkwürdigsten Catastrophen der Revolution, die erhabensten und erniedrigendsten Thaten zugleich vor. Der Tempel, die Vendée, die Mauern von Lyon, die Gefängnisse, die Guillotine ꝛc. liefern den rühmlichsten, reichhaltigsten und mannichfaltigsten, aber für den Geschichtsschreiber auch schwierigsten Stoff.

Der Nationalconvent, von welchem 371 Mitglieder (ungefähr die Hälfte) versammelt waren, wählte Pethion zu seinem Präsidenten und Condorcet, Brissot, Vergniaud, Lasource, Rabaut und Camus zu ihren Secretären.

Hierauf ging der Convent aus den Tuillerien nach dem Saale, wo die Nationalversammlung ihre Sitzungen gehalten hatte, durch eine unzählbare Volksmenge. Ein Commando der Nationalgarde stand unter den Waffen, und während des Zuges wurden die Trommeln geschlagen und die Trompeten geblasen.

Die Girondisten wurden nun von jenen Bänken der linken Seite verdrängt, die bis jetzt immer der Sitz des Sieges waren. Sie glaubten sich nicht weit genug von den Urhebern der Septembermorde entfernen zu dürfen, und nahmen die Bänke der rechten Seite ein; sie betrachteten den Convent als ihr Werk und ihr Reich. Das Zutrauen, welches sie in ihre Talente und ihren Ruf setzten, wurde durch die Meinung vermehrt, die sie von ihren neuen Kameraden hegten, unter denen Barbaroux, der furchtbare Chef der Marseiller, Buzot, der in der gesetzgebenden Versammlung Robespierre unterstützte, und jetzt dessen furchtbarster Feind geworden war, und der religiös muthige Lanjuinais saß. Indessen betrachteten sie ängstlich jene Tribunen, die ihnen nur zu bekannt waren. Diese erhielten schon seit dem 10. August ihren Sold von dem Gemeinderath, und die Mörder des 2. Sept. hatten ihren Sitz in Permanenz dort aufgeschlagen. Auf jener Höhe, welche den so gefürchteten Namen „der Berg" erhalten hatte, thronte jener Minister der Gerechtigkeit, Danton, dessen wilde Blicke und Haltung noch immer das Zeichen zum Morde zu geben schienen. Aber in einer der Abendsitzungen, in welcher der Saal nur noch schwach und düster erleuchtet war, und Danton fast im Schatten auf dem Rednerstuhl sprach, und die Dienste rühmte, die er dem Vaterland geleistet habe, ließ auf einmal eine dum=

pfe und hohle Stimme aus dem entgegengesetzten und dunkelsten Winkel des Saales das Wort „September!“ langsam und feierlich erschallen, so daß jedermann unwillkührlich zusammenschauderte, und der kühne Danton selbst seinen bewegten Zustand nicht verbergen konnte. — Endlich fuhr er, jedoch mit schwankender Stimme fort: „Ja, in den Tagen des Septembers habe ich das Vaterland gerettet, denn der Feind war vor unsern Thoren.“

Robespierre, der von dieser Partei war, schien den Stolz eines anerkannten Souveräns zu verrathen. Trocken antwortete er auf die ihm dargebrachten Huldigungen, und der Mörder kündigte sich, als von dem übrigen Menschengeschlechte durch seine Tugend getrennt, an. Marat, der sich Danton und Robespierre gerne hätte nähern mögen, deren blutdürstiger Lobredner er war, wurde von beiden mit einem gewissen Stolze zurückgewiesen. Viele der Deputirten wunderten sich, daß ein solches Ungeheuer, wie Marat, noch lebte. — Selbst neben Robespierre und Danton fiel seine Häßlichkeit noch auf. Es schien, als habe der Himmel auf seine Stirne die Worte: „Fliehet dieses wüthende Scheusal“ geschrieben. Marat gab dem Orleans all die Verachtung wieder zurück, die jener ihm erwies. Bazire, Chabot, Merlin, Fabre d'Eglantine und einige Andere schienen noch in Orleans den gewünschten Monarchen zu erkennen. Danton selbst schien sich zu ihm

Staatl. Bibliothek Bamberg

zu neigen, im Fall er seine eigene Dictatur nicht erringen könnte; aber Robespierre duldete keinen Nebenbuhler der höchsten Gewalt. Je mehr man diesen Verbrechen speienden Berg untersucht, desto größere Verbrechen findet man in demselben.

Hier sitzt dieser Billaud-Varennes, der auf noch zuckenden Gliedern der in der Abtei Erwürgten die Mörder lobt und auszahlt. In seinem Kopf brütet ein Despotismus, stärker als der willkührlichste orientalische; weder Asiens noch Afrika's heißeste Zonen können ein so unerbittliches Ungeheuer hervorbringen. Unter Herrschen versteht er Würgen. Der Schauspieler Collot d'Herbois scheint an Wildheit alle Tyrannen zu übertreffen, deren Rolle er gegeben hatte. Conthon, jener Couthon, der mit den reinsten und sanftesten Tönen seiner wohlklingenden Silberstimme immer für das Schaffot stimmt, lächelt ihm beifällig zu. Nahe bei diesem sitzt der junge St. Juste, der mit einem glänzenden Vortrage und schön verzierten Style die Aussprüche des Verbrechens rechtfertigt; dieser hier ist Robert Lindet, ein Gott verläugnender Priester, den selbst Freron eines Tages die revolutionäre Hyäne nennen wird. Tallien, Freron, Legendre und Camille Desmoulins sind hier die Repräsentanten des fürchterlichen Clubbs der Cordeliers. Alle schmeicheln sich einer seltenen Energie und wollen es unternehmen, die Menschheit zu rächen. Noch

Staatl. Bibliothek Bamberg

höher oben sieht man wüthende Menschen, welche den seltenen Umfang ihrer Bosheit jezt selbst noch nicht kennen. Unter ihnen ist Carrier, Joseph Lebon, Maignet, Javogne, Lejeune, Lequinio ꝛc., und man sieht mit Staunen zwei Beamte unter ihnen, die mit Ehre in dem Parlament von Paris gesessen hatten. Der eine ist der Präsident Lepelletier de St. Fargeau und der andere der General-Advokat Herault de Sechelles. Aber der erste besitzt eine halbe Million jährlicher Renten, will diese um jeden Preis erhalten, macht deßhalb in den niedrigsten Schmeicheleien dem Wüthrich Robespierre den Hof, und glaubt sich erst alsdann gesichert, wenn es ihm gelungen ist, auch Marats Freundschaft zu erhalten. Den zweiten hat Danton zu seinem Helden ausersehen; die materielle Philosophie hat alles in diesem jungen Manne, den die Natur mit ihren wünschenswerthesten Gaben beschenkt hat, verdorben. Vergeblich scheint er seine Kräfte anzustrengen, um seinen neuen Freunden gefällig zu seyn: seine schöne, edle Gestalt scheint sich gegen das Verbrechen zu sträuben; glücklich, wenn auch sein Herz diesem widerstehen könnte.

Auf den untern Bänken der linken Seite gewahrt man viele jener unentschiedenen und unschlüssigen Gestalten, unter andern solche, welche ganz unabhängig zu seyn sich bestreben. Unter ihnen fand man noch einige Trümmer des Jansenismus, der Urheber des neuen

Schisma's, der katholischen Kirche und einige neue Bischöfe, die ihr das Pontificat verdankten. Camus, Treillard, Merlin de Douai, Lareveillère-Lepaux, Renbel und Sieyes sitzen in ihren Reihen. Barrère ist die Seele dieser Partei. Ein scoptischer und zum Scherz und Spott geneigter Geist machte ihn für jede Art von Fanatismus untauglich. Freund der Revolution unter der verfassenden Versammlung, wo er den Gemäßigten treu geblieben, hatte er selbst einige Verbindungen mit dem Hof. Im Convent bot er sich als Vermittler beider Parteien an; aber seine Vermittlung war nur ein immerwährender Verrath seiner Freunde, der Girondisten. Bald mischte er seinen Namen mit denen der verworfensten Tyrannen, und in Grausamkeiten zeigte er die schändlichsten Artigkeiten, und den Witz seines Verstandes.

Das Königthum wird abgeschafft.

Manuel eröffnete die Sitzung des Convents am 21. Sept., indem er sagte: er betrachte die hier versammelten Stellvertreter des Volkes als eine Versammlung von Philosophen, die damit beschäftigt seyen, das Glück der Welt zu gründen; daher verlange er, daß der Präsident der Versammlung (Pethion), den er einen Präsidenten von Frankreich nannte (so wie Washington Präsident der vereinig-

ten nordamerikanischen Freistaaten war), er verlange, daß dieser Präsident von Frankreich in dem Pallaste der Tuillerien wohnen solle, daß alle Staatsbürger gehalten seyn sollen, in seiner Gegenwart zu stehen und unbedeckt zu seyn, und daß der Präsident von einer Leibwache umgeben seyn solle.

Sehr viele Mitglieder des Convents standen auf, um gegen diesen Vorschlag zu sprechen; vorzüglich setzte sich aber Chabot dagegen. Er fand, daß ein solches äußeres Gepränge, solche königliche Pracht sich für eine freie Staatsverfassung nicht schicke, welche sich auf Gleichheit gründe, und deren Stellvertreter keine andere Hoheit kennen müßten, als die, daß man sie unter den Sansculotten, von denen sie zu Stellvertretern gewählt seyen, beständig antreffe, und von denselben nicht unterscheiden könne. Demzufolge wurde Manuels Vorschlag verworfen.

Danton (welcher seine Stelle als Justizminister niedergelegt hatte, um als Mitglied des Convents aufzutreten) schlug vor, daß der Convent beschließen solle, es sey keine andere Constitution gültig, als eine solche, die von dem Volke in den Urversammlungen durch Mehrheit der Stimmen gebilligt werden würde, und daß das Eigenthum der Staatsbürger unter dem Schutze des Gesetzes seyn sollte. Zufolge dieses Vorschlags faßte der Convent folgenden Beschluß:

„Der Nationalconvent erklärt, daß es keine Constitution geben könne, als eine solche, die von dem Volke genehmigt ist; er erklärt, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthums sich unter dem Schutze der Nation befindet: daß diejenigen Gesetze, die nicht abgeschafft sind, so wie die nicht aufgehobenen Obrigkeiten, vorläufig beibehalten werden sollen, und daß die jetzt bestehenden öffentlichen Auflagen so wie vorher sollen erhoben werden."

Nun stand Collot d'Herbois (vormals Schauspieler) auf, und sprach: es gibt eine Erklärung, welche die Versammlung keinen Augenblick länger aufschieben darf, wenn sie dem Wunsche der Nation gemäß handeln will; — ich meine die Abschaffung des Königthums. Viele Mitglieder standen auf, um diesen Vorschlag, der ihrer aller Denkungsart so gemäß war, zu unterstützen. Der Bischof Gregoire sprach vorzüglich heftig gegen das Königthum. „Das Wort König, sagte er, ist immer noch ein Talisman, dessen Zauberkraft große Verwirrung anrichtet: demzufolge muß das Königthum abgeschafft werden. Es ist noch zu gut in Erinnerung, daß alte Dynastien nur aus Raubgeschlechtern bestanden, die sich von dem Blute des Volkes nährten. Was die Ungeheuer in der physischen Welt sind, das sind die Könige in der moralischen. Ein jeder Hof ist eine Werkstätte der Verführung und eine Schmiede der Verbrechen und Lasterthaten." So sprach ein Bischof!

Alle Mitglieder des Convents sowohl, als die Zuschauer auf den Gallerien, begleiteten diese Rede mit dem lärmendsten Beifallklatschen. Doch stand einer der heftigsten Jakobiner und Königsfeinde, Bazire, auf, und meinte: man müsse doch einen so wichtigen Beschluß, als die Abschaffung des Königthums sey, nicht im Enthusiasmus fassen, sondern denselben vorher kaltblütig untersuchen, und seine Folgen bedenken Diese Bemerkung des Herrn Bazire wurde mit Zischen und Murren aufgenommen. Bazire vertheidigte sich gegen den Verdacht des Royalismus. „Ich bin," rief er, „eben so wenig ein Freund des Königthums, als irgend einer unter euch. Ich wünsche bloß, daß man den Vorschlag reiflicher untersuche, kaltblütig beurtheile, und erst nach einiger Zeit entscheide: dann wird das Volk mit dem Beschlusse desto zufriedener seyn, und demselben desto länger gehorchen."

Bazire wurde nicht gehört. Die Mitglieder des Convents standen alle auf, und riefen einstimmig, von demselben Enthusiasmus beseelt: „Das Königthum ist in Frankreich abgeschafft! Es lebe die Republik!"

Es wurde festgesetzt, daß dieser Beschluß am folgenden Tage in den Straßen von Paris ausgerufen, und durch Eilboten nach allen Abtheilungen Frankreichs sowohl, als nach den Armeen gebracht werden sollte. Auch hatte ein Deputirter schon in dieser er-

sten Sitzung, die Rechte des Volkes reklamirend, den Vorschlag gemacht, daß man den gefangenen König verurtheilen, und ihn nach Abschaffung des Königthums bestrafen solle.

Nachdem dieses geschehen, wurde die erste Sitzung des Convents aufgehoben, und die Mitglieder desselben gingen aus einander.

Es ist nun Zeit, daß wir unsere Augen wieder einmal auf eine andere, obgleich nicht so blutige, dennoch nicht minder merkwürdige Staatsumwälzung, als die französische, nämlich auf die polnische, werfen, in Hinsicht welcher uns die kürzlich erschienene Denkschrift M. Oginskys manche sehr interessante Aufschlüsse über bisher noch im Dunkeln gewesene Begebenheiten liefert.

Fortsetzung der Geschichte der polnischen Staatsumwälzung. *)

Länger als ein Jahrhundert vor der ersten Theilung Polens hatte der König Johann Casimir auf dem Reichstag von 1661 dessen Schicksal in folgenden merkwürdigen Worten, mit prophetischem Geiste vorausgesagt: „Mitten in unsern innern Unruhen haben

*) Band 2. S. 293. haben wir einen kurzen Ueberblick derselben im Jahr 1791 geliefert.

wir einen feindlichen Einfall und eine Zerstücklung der Republik zu befürchten. Der Moskowite, Gott wolle, daß ich ein falscher Prophet sey! Der Moskowite wird alle Völker unterjochen, die seine Zunge reden, sammt dem Großherzogthum Litthauen; das Haus Brandenburg wird Preußen und Groß-Polen für seinen Theil nehmen, endlich wird sich Oesterreich bei dieser allgemeinen Zerstücklung nicht vergessen, und Krakau mit den umgebenden Ländern an sich reißen." Rußland nährte schon lange einen alten Haß gegen Polen; die Polen hatten es gedemüthigt, ihm mehrere Provinzen entrissen, und sogar einen Augenblick Garnison in Moskau gehabt. Rußlands Verfahren gegen Polen hatte demnach eine doppelten Grund. Erstlich den der Rache und dann den der Vergrößerungssucht. Diese Politik war das Vermächtniß Peters I. an seinen Nachfolger gewesen. Nach des Königs Sobiesky's Tod war es diesem Czaar gelungen, die Wahl des Prinzen Conti zum König von Polen zu vereiteln, und die Krone auf Augusts II., Churfürsten von Sachsen, Haupt zu setzen. Später unterstützte er seinen Schützling gegen Stanislaus Leczinsky, der den siegenden Carl XII. an die Stelle des Churfürsten gesetzt hatte; und vermittelst dieser bürgerlichen Kriege fingen die Russen an, Fuß in Polen zu fassen. Bald sah man die Folgen davon. Nach August II. Tod rief der allgemeine Wunsch Stanislaus Le-

czinsky wieder auf den Thron, aber zwei Bischöfe und einige von Rußland gewonnene Adelige protestirten dagegen, und riefen die Czaarin Anna zur Unterstützung ihrer Protestation um Hülfe an. Eine russische Armee drang in Polen ein, ließ August III. erwählen, Leczinsky konnte den Kampf nicht bestehen, 1500 Franzosen, die ihm in Danzig zu Hülfe kamen, wurden gefangen genommen, und es war 1733 zum erstenmal, daß sich Franzosen und Russen begegneten.

August III. wurde nun in Warschau in Gegenwart des Marschalls Münich und der russischen Truppen gekrönt. Für diesen Dienst willigte er in die Abtretung einiger Bezirke Curlands, und belehnte einen von Rußland Begünstigten mit diesem Herzogthum.

Von diesem Augenblick fing man in Polen an, die Nothwendigkeit einer Reform einzusehen, besonders aber die Abschaffung des verhaßten Privilegiums des freien Vetos und die Einführung einer erblichen Königswürde zu wünschen an. Aber Catharina II. war, sobald sie diese Absichten gewahrte, die ihrer Politik durchaus nicht entsprachen, ganz entgegen, und nahm ihre Maßregel, um deren Ausführung zu verhindern. Der König von Preußen, Friedrich II., ging um so eher in ihre Ansichten ein, als er Rußlands Beistand gegen Oesterreich bedurfte; er schloß demnach 1764 einen offensiven und defensiven Allianz-

Traktat mit jener Macht, in welcher folgender merkwürdige geheime Artikel enthalten war.

„Da es das Interesse Ihrer Königl. Preußischen und Kaiserlich Russischen Majestäten erheischt, allen ihren Kräften aufzubieten, um der polnischen Republik ihr freies Wahlrecht zu erhalten, und damit Niemand dieses Königreich erblich für sich und seine Familie an sich reißen, oder sich zum unumschränkten Herrscher desselben erheben könne; so haben sich Ihre Königl. und Kaiserl. Majestäten durch diesen geheimen Artikel auf das festeste und feierlichste gegenseitig versprochen und verpflichtet, nicht nur nicht zuzugeben, daß irgend jemand, wer es auch nur immer sey, der Republik Polen ihr freies Wahlrecht raube, sich des Königreichs erblich bemächtige, oder dasselbe unumschränkt beherrsche; sondern auch in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung, und durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel jedes Vorhaben der Art, sobald man es entdeckt haben würde, schon im Voraus zu vereiteln, und im Falle der Noth seine Zuflucht zu der Gewalt der Waffen zu nehmen, um die Republik vor dem Umsturz ihrer Constitution und Grundgesetze zu sichern.“ -- Zugleich sagten die beiden Souveräne in ihren Bekanntmachungen zu dem polnischen Volke: „Wir wollen Eure Zerstücklung nicht, wir wollen Euch nur Eure Freiheiten und Euer Glück erhalten.“ —

Catharina II. und Friedrich II. kamen in Folge des geheimen Artikels nun überein, an August III. Stelle nur einen polnischen Edelmann auf den polnischen Thron steigen zu lassen. Man bedeutete dem neuen Churfürsten von Sachsen, daß, wenn er den Krieg oder Schmach vermeiden wolle, er jeden Schritt unterlassen müsse, der Absichten auf jenen Thron zeige. Oesterreich und Frankreich unterließen es, ihn zu unterstützen, und 10,000 Russen rückten in Warschau ein, um mit dem Säbel in der Hand die Wahl Poniatowsky's, eines ehemaligen Günstlings Catharinens, zu diktiren. Zu gleicher Zeit nahmen preußische Truppen eine Ehrfurcht gebietende Stellung hinsichtlich Polens ein.

Seit diesem Zeitpunkte war die Republik in einem abhängigen Zustand; ihre Feinde waren die Herrn ihres Gebieters, ihres Königs und ihrer Gesetze, welche letztere sie selbst gegen dieselbe anordneten. Der König Poniatowsky selbst wollte, von Vaterlandsliebe angetrieben, die alte Verfassung verbessern, und das freie Veto abschaffen. Catharina aber drohte ihm, von dem Recht gegen ihn Gebrauch zu machen, welches ihr die übernommene Gewährleistung (Garantie) der bestehenden Verfassung verlieh, und durch dieses Mittel gelang es ihr, den König von der Nation zu trennen, und so beide gegenseitig im Schach zu halten. Sie war so schlau, dabei die Rechte der verschiedenen Religionsparteien

Griechen, Protestanten oder Schismatiker, zu unterstützen, verbannte zwei Bischöfe und einen Senator, die sich ihren Absichten widersetzten, nach Sibirien, und hatte die Ehre, in Europa für die Beschützerin der Freiheit, der Cultur und der religiösen Toleranz gehalten zu werden.

Der russische Gesandte zu Warschau war der eigentliche Souverän des Landes. Der König und die Verfassung waren nur noch seine Instrumente und der Einfluß einer fremden Gewalt warf alle vaterländische Principien über den Haufen. Rußlands Anhänger wurden mit Ehrenstellen und Gütern überhäuft, und treue Unterthanen genannt, und die, welche sich gegen die fremde Gewalt und die fehlerhaften Gesetze sträubten, nannte man unruhige Köpfe, schlechte Bürger, Rebellen, schickte sie in Verbannung und confiscirte ihre Güter. Die Gerechtigkeit wurde die Sclavin eines feindlichen Einflusses, und trug dazu bei, die Republik zu vernichten, anstatt sie zu erhalten. Die Regierung, durch Intriguen und Bestechung verdorben, hatte keinen andern Zweck mehr, als sich den gerechtesten Wünschen zu widersetzen, und die gesetzlichsten und großmüthigsten Vorhaben zu vernichten. Da nun die Polen auf keine gesetzliche Macht, und auf die zerrüttete Gewalt ihres Königs nicht mehr rechnen konnten, so nahmen sie ihre Zuflucht zum Aufstand und zu den Waffen. Die Gelegenheit schien gut; Frankreich, damals durch den

Herzog von Choiseul regiert, hatte die Nothwendigkeit eingesehen, Rußlands Ehrgeiz eine Grenze zu setzen, und ließ ihm den Krieg durch die Türken erklären.

Unter diesen glücklichen Aussichten bildeten mehrere polnische Edelleute eine Verbindung unter der Anführung Pulawskis, in einer kleinen Stadt Podoliens, Namens Barr; sie protestirten nun mit den Waffen in der Hand gegen den Zwang, welchen sich Rußland gegen ihre Verfassung angemaßt hatte, indem es Polen des Rechts seiner Souveränetät und der Gesetzgebung beraubte." —

Die Föderation von Barr, durch den Rückzug der russischen Truppen begünstigt, durch die Türken und Tartaren unterstützt, und durch französische Subsidien und Officiere ermuthigt, (Dumouriez und Viomenil waren unter diesen) hatten abwechselnd Glück und Unglück in ihren Unternehmungen. Vier Jahre kämpften sie gegen Schwierigkeiten und Gefahren aller Art. Vier Jahre wurde das unglückliche Polen durch Krieg, Hungersnoth und Pest verheert; Frankreich vergaß es, und die Salons von Paris freuten sich in ihrer Blindheit über Rußlands Siege gegen die Türken und Polen; die geschlagenen Türken machten Frieden, die siegreiche russische Armee kehrte ihre Waffen nach Polen, und machte der Föderation von Barr ein Ende. Der König und die Nation erwarteten ängstlich, was Rußland über sie verhängen würde. Friedrich der Große, dessen

Staa-

Staaten einer Arrondirung bedurften, und der nicht warten wollte, bis Rußland für sich allein Polen zerstückelte, machte den Vermittler in dieser Sache, und sprach Joseph II. deßhalb zu Neiße und zu Neustadt in den Jahren 1769 und 1770; denn man mußte Oesterreich gewinnen, um den Polen ihre letzte Stütze zu nehmen. Der Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs Bruder, ging 1771 nach Rußland, um Catharina Vorschläge zu machen, die diese nicht verwarf. Friedrich nahm es auf sich, Joseph und Maria Theresia für die Sache zu gewinnen, und schrieb an Voltaire: Sie werden eine Entwicklung sehen, die Niemand erwartet. *) In Frankreich war der Hof in Vergnügungen versunken und eingeschlafen. Der Herzog von Aiguillon, der damals die Zügel des Staates führte, erklärte dem preußischen Minister von Sandoz, daß das Cabinet von Versailles gleichgültig zu allem sehen würde, was in Polen vorginge. Nun hatte Friedrich nur noch die Scrupel der Kaiserin Marie Theresia zu überwinden, welche zum Herrn von Breteuil gesagt hatte: „die projectirte Theilung geht gegen meine Grundsätze, und um sie scheitern zu machen, werde ich einen sehr großen Antheil davon verlangen.“ Allein

*) Voltaire's Correspondenz mit dem König von Preußen. Seite 276.

man nahm sie beim Wort, und machte ihr vor einem unvermeidlichen Krieg bange, und da sie großes Blutvergießen fürchtete, so willigte sie aus Menschlichkeit und Religiosität darein, den besten der drei Theile anzunehmen. Catharina, Friedrich, Joseph und Maria Theresia, die drei philosophischen Monarchen, und die frömmste Königin jener Zeit, unterzeichneten im Februar und März 1772 den hierüber abgeschlossenen geheimen Vertrag.

„Um das Einverständniß und die Freundschaft zu erhalten, sagt dieses Aktenstück, geben sich diese Souveraine Wort und Glauben, daß, welches auch der Umfang und die Gränze ihrer Ansprüche hinsichtlich Polens seyn können, die Acquisitionen, welche daraus entstehen möchten, dennoch vollkommen gleich seyn sollen, daß kein Theil den des andern übertreffen soll, und daß, weit entfernt, den Maßregeln, welche ein jeder für nöthig erachten würde, Hinderdernisse entgegenzustellen, sie sich im Gegentheile wechselseitig unterstützen wollen, um den guten Erfolg zu sichern." Nachdem man über den Umfang eines jeden Antheils, so wie über die Mittel, sich in dessen Besitz zu setzen, einverstanden war, unterzeichnete man den 5. August eine dreifache Convention, in welcher der Parteigeist, die Unruhe und die innerlichen Kriege, die seit so vielen Jahren das Königreich Polen einer täglich zunehmenden, jede Gewalt der Regierung vernichtenden, Anarchie preisgeben,

und mit Grund die völlige Zerrüttung des Staats, so wie die Gefährdung aller Interessen der Nachbarstaaten, die Störung der zwischen ihnen bestehenden Hormonie und den Ausbruch eines allgemeinen Kriegs befürchten lassen, als Motive bezeichnet waren. In der That sey auch wirklich aus diesen Unruhen schon der Krieg entstanden, den Ihre russische Majestät gegen die ottomannische Pforte führen müsse. Als weitere Gründe waren darin die eben so alten als gesetzmäßigen Ansprüche und Rechte, welche diese drei Mächte an Polen zu haben glaubten, und die sie auf immer zu verlieren wagten, wenn sie dieselben nicht mit jedem ihnen zu Gebote stehenden Mittel und baldigst geltend machten, angeführt. Zugleich aber versprach man, für die Wiederherstellung der Ruhe und der guten Ordnung des Königreichs zu sorgen, und ihm eine politische Existenz zu sichern, welche seinem Interesse und dem der Nachbarschaft zusagen würde, und bezeichnete nun den Theil, der jeder Macht am meisten zusagte, bestimmte den Tag, an welchem die resp. Mächte Besitz von diesen Provinzen nehmen sollten, versprach das strengste Geheimniß zu beobachten, garantirte sich gegenseitig die neuen Besitznahmen, und kam über die Maßregeln überein, welche man nehmen müsse, um den König und die Republik zur Einwilligung dieser Theilung zu bringen.

Die Polen erfuhren in den ersten Tagen des Monats September 1772, daß ein Drittheil ihres Gebiets und ihrer Bevölkerung unter andere Gesetze und Regierungen kommen sollte; sie sahen, wie sich zu gleicher Zeit die russischen, österreichischen und preußischen Truppen der Gegenden bemächtigten, welche von der Republik getrennt werden sollten, indem sie mit stiller Entschlossenheit die Beweggründe erfuhren, welche jede der drei Mächte zu Rechtfertigung ihrer Handlungsweise anführte.

Preußen stieg bis zum 13. Jahrhundert hinauf, um sein Recht auf Pomerellen darzuthun, und sagte, daß es die andern Provinzen als eine Entschädigung für den Verlust der Einkünfte von Pomerellen seit 500 Jahren, in Besitz nehme."

Oesterreich ging bis zum 11. Jahrhundert zurück, und brachte in Erinnerung, daß die Ungarn Rothrußland und das Land Hallicz erobert hatten, daß das Fürstenthum Hallicz von dem Königreich Ungarn bis 1352 abhängig gewesen sey, zu welcher Zeit es die Polen zurückgenommen hätten, und daß folglich, indem es Besitz von Hallicz und einigen angränzenden Ländern (Rothrußland, Belz u. s. w.) nähme, es nur in den Besitz seiner alten Rechte trete. Der russische Gesandte Stakelberg kündigte dem König und der Republik Polen an, 1) daß seit langer

Zeit die benachbarten Mächte Polens durch die Unruhen der Zwischenregierungen selbst beunruhigt worden seyen, und daß namentlich Rußland vergeblich an der Vereinigung der Gemüther und der Reform der Verfassung gearbeitet habe; 2) daß die Zwietracht einen Theil der Bürger gegen den andern bewaffnet, und statt der legitimen Gewalt Parteien eingeführt habe, welche die Gesetze, die gute Ordnung, die Gerechtigkeit und das Glück des Landes vernichteten; 3) daß, da die drei Mächte beschwerliche Ausgaben für Vorsichtsmaßregeln vermeiden, und jeder Ursache von Uneinigkeit unter sich zuvorkommen wollten, sie den festen Entschluß gefaßt hätten, gemeinschaftlich an der Wiederherstellung der Ruhe dieses Landes zu arbeiten, und die alte Verfassung und Freiheit der Nation auf einen soliden Grund zu bauen; 4) daß, da sie ungeachtet ihres guten Einverständnisses nicht sicher seyn könnten, das Königreich von einer dasselbe bedrohenden willkührlichen Zerstücklung zu retten, sie sich einstweilen derjenigen Provinzen versichern müßten, auf welche sie alte und gesetzliche Ansprüche hätten; 5) daß demzufolge die drei Mächte, nachdem sie sich gegenseitig ihre Rechte und Ansprüche mitgetheilt hätten, von jezt an Besitz von diesen Provinzen nehmen, welche sich am meisten dazu eigneten, die natürlichsten und sichersten Gränzen zwischen ihnen herzustellen, indem sie sich vorbehielten, später

Polen eine Akte auszustellen, vermöge welcher es von allen künftigen Forderungen und Entschädigungen befreit seyn würde; 6) daß endlich die drei Mächte die polnische Nation einladen, sich zu einem Reichstag zu versammeln, um in Uebereinstimmung mit ihnen an der Wiederherstellung der Ordnung zu arbeiten, und alle Schwierigkeiten und die Ansprüche eines Jeden zu beseitigen."

Die Polen unterlagen dem Schicksal der Schwächern und der Ueberwundenen. Vergeblich suchte ihr König die andern Mächte Europas für das Schicksal der Republik zu interessiren, und protestirte bei allen Höfen gegen Grundsätze, die, wie er sagte, alle Monarchen und alle Throne der Welt erschüttern müssen." — Er fand nirgends Unterstützung. England bestand, wie gewöhnlich, nur auf dem, was seinem Handel günstig seyn konnte, und bewirkte, daß Danzig polnisch bleiben würde. In Frankreich wünschte die öffentliche Meinung Catharinen Glück, daß es ihr gelungen war, der polnischen Anarchie endlich ein Ende zu machen, indem sie jedem wiedergab, was ihm gehörte.

Der König Poniatowsky sah sich demnach genöthigt, den Reichstag im Febr. 1772 zusammenzuberufen. Eine jede der drei Mächte sandte einen General mit 10,000 Mann nach Warschau, um auf gute Ordnung bei den Berathungen zu sehen. Die allgemeine Instruktion der Generale gab denselben

auf, gemeinschaftlich und mit Uebereinstimmung zu handeln, und gegen diejenigen Vornehmen mit Strenge zu verfahren, welche kabalisiren oder sich den einzuführenden Neuerungen widersetzen würden. Der König und der Reichstag mußten in die Abtretung der verlangten besetzten Provinzen durch Cessions-akten willigen, und neue Allianztraktaten unterschreiben. Die Polen durften nicht mehr als 30000 M. Truppen unter den Waffen haben, die Krone wurde auf ewige Zeiten für wählbar erklärt, der Sohn und der Enkel des letzten Königs waren von der Wahl ausgeschlossen, man durfte für die Zukunft nur einen polnischen Edelmann wählen, dessen Besitzungen in den Gränzen der Staaten der Republik lagen; in der Zwischenzeit der Reichstage wurde die Vollziehung der Gesetze nicht mehr dem König allein, sondern einem permanenten Rath, der aus dem König und mehreren Senatoren bestand, anvertraut, wovon die letztern meistens Rußland ergeben waren; endlich durfte mit den Gesetzen durchaus keine Abänderung, als nur mit der ausdrücklichen Bewilligung der drei Mächte, vorgenommen werden.

So sahen die Polen eine Reihe von traurigen und für sie peinlichen Jahren vorübergehen, indem sie über die Mittel nachdachten, und auf die Gelegenheit warteten, sich von einem ihnen so verhaßten Joche zu befreien. Ihr Königreich zählte noch 6 — 7 Millionen Einwohner. Das russische Joch wurde ihnen

täglich unerträglicher; es ging sogar so weit, daß die von ihnen eingesetzten Räthe der Regierung, welche die königliche Gewalt beschränken mußten, Warschau ohne die Erlaubniß des russischen Gesandten nicht verlassen durften. Die lange Reihe von Uebeln, deren Opfer Polen seit der Thronbesteigung des Königs Stanislaus August war, hatte den großen Theil der Nation gegen ihn aufgebracht. Man sah ihn als den Vollstrecker von Rußlands Willen an, welchem er die Krone verdankte, und vermißte da die Thatkraft, wo seine Ehre, der Ruhm und das Heil des Landes einen kräftigen Widerstand, Muth, Thätigkeit und eine gänzliche Hingebung für die Sache des Vaterlandes erfordert hätte.

Der Unterhalt eines zahlreichen fremden Heeres, das fast immer Polen überschwemmte, das anmaßende und hochmüthige Betragen seiner Anführer gegen die achtbarsten Einwohner des Landes; die Bürgerkriege, die Entführung der Bischöfe und Senatoren aus der Mitte der Hauptstadt selbst (1768), die 1773 vollzogene und 1775 durch den verhaßten allgemeinen Reichstag genehmigte Zerstücklung Polens, die Einsetzung des permanenten Rathes, die Willkühr der russischen Minister, welchen der König immer nachgeben mußte, die Unthätigkeit der Nationalversammlung, seit der Theilung des Landes, die Erschöpfung der Finanzen und die Nichtigkeit der Armeen, — dieß alles legte man dem König zur Last.

Außerdem machte man ihm noch den Vorwurf, daß er sich vorzugsweise mit Fremden umgebe, um den Nationalgeschmack gänzlich zu untergraben und daß er seinem Volk mit einem bösen Beispiel voranginge, indem er sich dem Luxus und der Verschwendung zu sehr ergebe. Es ist schwer zu entscheiden, ob ein Anderer an Stanislaus Stelle den unglücklichen Catastrophen, die von allen Seiten auf Polen einstürmten, einen bessern Widerstand hätte leisten können. Ein ausgezeichneter Schriftsteller (Segur) sagt, von diesem Fürsten sprechend: sein unglückliches Schicksal war, während seiner ganzen Regierungszeit abwechselnd von seinem Volk und seinen Nachbarn tyrannisirt zu werden. Da er wenig Energie und sehr viel Einsicht besaß, so diente ihm sein hellsehender Verstand nur dazu, sein Unglück vorherzusehen, ohne es abwenden zu können."

Indessen ist es sicher und kann von Niemand bestritten werden, daß unter dieser Regierung, die der Nation so wenig behagte, die Veränderung, welche mit dem Erziehungssystem der Polen vorgenommen wurde, eine neue Generation gebildet, und Männer, welche durch ihre Talente, Fähigkeiten, Kenntnisse eine ausgezeichnete Stellung einnehmen, dem Vaterland nützlich werden und es aus dem Zustand einer schmählichen Erniedrigung ziehen konnten, hervorgebracht hat.

Stanislaus wollte das Wohl des Volkes, war selbst vollkommen unterrichtet, und widmete den Wissenschaften, den Künsten und der Litteratur alle Augenblicke, die ihm die Regierungssorgen übrig ließen. Er umgab sich mit wissenschaftlich gebildeten Personen, die er großmüthig belohnte, und bemühte sich, sein Volk zu unterrichten. Damals mußte Konarsky die frommen Schulen errichten, die Unterrichts-Anstalten verbessern, und gab mehrere nützliche Werke heraus. Bohomelec redigirte ein wissenschaftliches Journal, versah das National-Theater mit guten Lustspielen, und bekämpfte die Vorurtheile des Volkes. Der liebenswürdige Dichter Krasicki kritisirte und amüsirte, indem er unterrichtete. Die Großen verziehen dem geistreichen Satyriker Wengierski gerne, daß er ihnen manche derbe Wahrheiten in seinen witzigen und anmuthigen Versen sagte. Kopozinski verfaßte eine gute Grammatik, und unterwarf die Sprache bestimmten Regeln. Der berühmte Geschichtschreiber und Dichter, Naruszewicz, übersetzte den Horaz und Tacitus, und indem er den ersten zum Muster in der Versification nahm, erhob er sich zum Styl des zweiten, die Geschichte seines Landes schreibend. Den Gelehrten Albertrandi, einen ausgezeichneten Antiquar, schickte der König nach Stockholm und Rom, mit dem Befehl, daselbst alle vorhandenen Materialien zu einer Geschichte Polens zu sammeln; er be-

reicherte die Archive der Nation mit mehr als 100 kostbaren Manuscripten, alle von seiner Hand geschrieben. Der Astronom Poczobutt, die Physiker Strzecki, Sniadecki, Wyrwicz, Staszoi ꝛc. und andere gelehrte Männer, gaben sich Mühe, die Jugend in allen Fächern der Wissenschaften auszubilden, und ihr Geschmack für die Studien und Liebe zu Kenntnissen beizubringen. Allein nichts trug mehr dazu bei, alte Vorurtheile auszurotten, die Liebe zum Lernen bei den Polen zu erwecken, und eine neue Pflanzschule unterrichteter junger Leute zu bilden, als die Errichtung einer Erziehungs-Commission, und der Militär- und Cadetten-Schule. Diese Institutionen konnten einen Begriff von dem geben, was der König geleistet haben würde, wenn seine Thatkraft seinen Talenten entsprochen, wenn das widrige Schicksal ihm nicht entgegen gewesen wäre, und seine besten Absichten vereitelt hätte.

Mit der allmähligen Bildung der Nationalschulen und des neuen Erziehungssystems nahm alles eine neue freudigere Gestalt an. Die Begriffe und Meinungen wechselten sichtbar in den Provinzen und in der Hauptstadt, und gewannen täglich mehr an Klarheit und Richtigkeit. —

Bald war niemand mehr vorhanden, der nicht gewünscht hätte, die polnische Sprache nach Regeln zu lernen, sie rein und richtig zu sprechen, und correct und zierlich zu schreiben. Man studirte fleißig die

Geschichte des Landes, lernte die großen Männer kennen, die sie berühmt gemacht haben, besang ihre denkwürdigen Thaten, und machte sich mit der alten Nationalkraft wieder vertraut.

Das polnische Theater, welches der König in besondern Schutz nahm, vervollkommnete sich, und es fehlte ihm nicht an dramatischen Schriftstellern, die, wie Zabłocki, Kniaznin, Niemcewicz, der Fürst Adam Cartoryski und Osinski, ein wahrhaft schönes und seltenes Talent entfalteten; auch an guten Schauspielern fehlte es nicht, unter denen Rogulawski, der jetzt der Nestor derselben ist, und damals das Vorbild war, vorzüglich glänzte, und das Repertoir mit vielen Originalstücken und Uebersetzungen bereicherte. — Der Geschmack an Dingen, welche den Geist ausbilden, und eigentlich den wahren, schönsten und reinsten Lebensgenuß gewähren, griff bei der Jugend immer mehr um sich, die nun anfing, jene Rohheit und Gemeinheit, welche den Menschen so tief herabwürdigt, und dem Vieh verwandt macht, zu verachten, und die Helden des Pokals und ähnlicher Vergnügungen wurden bitter verspottet.

Die polnischen Damen, die von jeher wegen ihrer Liebenswürdigkeit und ihres hellen Verstandes berühmt waren, und deßhalb die Huldigung aller Nationen erhielten, wetteiferten unter sich, um Vaterlandsliebe und Lust zu allem dem, was national war, zu pre=

digen. Man wird leicht begreifen, welchen Einfluß ihre Lehren auf eine feurige Jugend hatten, die ohnehin schon der fremden Herrschaft müde war. Der Ton der guten Gesellschaft herrschte nun überall. Die Vereinigungen waren zahlreich, munter und belebt. Die jungen Leute verbanden Ungezwungenheit mit Anstand, ohne alle Affectation, sie zeigten Verstand ohne Pedanterie, und waren liebenswürdig ohne Ansprüche. In diesen Versammlungen traf man Joseph Poniatowski, Ignaz und Stanislaus Potocki, die Czartoryski, Sapieha, Malachowski, Mostovski, Weyssenhoff, Niemcewicz, Matuscewicz und viele andere, die sich seitdem so verdient um das Vaterland gemacht haben. —

In diesem Zustande befand sich Warschau zur Zeit, als sich der Reichstag versammelte, den man den constitutionellen, oder den Reichstag von 4 Jahren nannte, und der 1788 zusammenberufen wurde. Alle die, welche Talente und Fähigkeiten in sich fühlten, beeiferten sich und gaben sich Mühe, um zu Stellvertretern der Nation in der Versammlung erwählt zu werden, die Polens Schicksal ändern und endlich bestimmen sollte.

Zehn Jahre der Ruhe hatten hinlänglich Muße gegeben, auf Mittel zu denken, um aus dem Zustand der Knechtschaft, in dem sich die Nation befand, zu treten. Zwar wollte jede Parthei andere Mittel an-

wenden, um diesen Zweck zu erreichen; allein alle waren von der Nothwendigkeit überzeugt, sich damit zu befassen, und das allgemein verbreitete Gerücht, daß man eine neue Theilung Polens beabsichtige, setzte alle Köpfe in Unruhe.

Die Zusammenkunft des Reichstags war auf den 30. Sept. bestimmt. Den 6. Oct. vereinigten sich die Stände, den 7. verfaßten und unterzeichneten sie den Conföderations-Act. Dieß war der erste Sieg über die Parthei, welche der Verbindung der Staaten entgegen war, und die im Fall der Noth das liberum Veto geltend machen wollte.

Malachowski wurde zum Marschall des Reichstags für die Krone ernannt, Casimir Sapiéha für Litthauen. Mit Vergnügen sah der König die Vereinigung des Ausgezeichnetsten, was die Nation an Talent und Kenntnissen aufzuweisen hatte, um eine Versammlung zu bilden, welcher er seine Projekte mittheilen wollte, und die er als die weisesten und heilsamsten für die Erhaltung Polens betrachtete.

Im Monat Mai des vorhergehenden Jahres hatte der König zu Kaniow eine Zusammenkunft mit der Kaiserin Catharina gehabt, die die mittäglichen Theile ihres Reiches besuchte, und zu gleicher Zeit die Krimm zu sehen wünschte, welche ihr die Türken abgetreten hatten. Er gestand ihr seine Unruhe wegen einer neuen Theilung Polens, und überreichte ihr eine Denkschrift, welche von den Veränderungen

handelte, die er für sein Land nöthig und nützlich hielt; er erwirkte von der Kaiserin ohne Schwierigkeit Alles, was er verlangte, und das feierliche Versprechen, daß sie die Republik in ihrem jetzt bestehenden Umfang erhalten wolle, und deren Unabhängigkeit garantire. Auch Kaiser Joseph, den er später auf dieser Reise sah, machte ihm ähnliche Versprechungen, und Stanislaus, der den Versicherungen dieser beiden Souveraine blindlings traute, zweifelte, nach dem, was man ihm zu verstehen gegeben, nicht, daß Rußland den Polen eine Allianz vorschlagen würde, die er in der Voraussetzung annahm, daß Polen hierdurch von jeder Beunruhigung durch seine Nachbarn und von der Furcht, eine nochmalige Theilung erleiden zu müssen, für immer befreit wäre.

Mit dieser Zuversicht kehrte Stanislaus nach Warschau zurück, und sah mit Vergnügen, daß, sobald die Feindseligkeiten mit den Türken im Monat August desselben Jahres begonnen hatten, die Kaiserin ihm, so wie dem permanenten Rath, ein Schutz- und Trutzbündniß antragen ließ.

Dieser Vorschlag konnte aber von der polnischen Regierung nicht angenommen werden, ohne daß diese ihre alten Verträge mit der Türkei verletzte; deßhalb hatte er auch die endliche Entscheidung darüber auf den nächsten Reichstag aufgeschoben. Die Kaiserin verlangte 30,000 Mann Cavallerie, unter dem polnischen Adel ausgesucht, in ihren Sold zu nehmen;

allein auch dieser Vorschlag hatte keinen bessern Erfolg als der erste.

Unterdessen wurde der Krieg mit den Türken immer lebhafter geführt; der König von Schweden, Gustav III. bedrohte Petersburg von Seiten Finnlands, die Verhandlungen wegen des Bündnisses mit Polen wurden dringender, und der König schmeichelte sich, daß der Reichstag gerne darein willigen würde. Auf der andern Seite war der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, über das Bündniß Josephs II. und Catharinens gegen die Türken erschrocken, und befürchtete, daß Polen mit in dasselbe gezogen würde, weßhalb er Schweden, Holland und England in das Interesse der Türkei zu ziehen suchte, um diese zu retten, und dem russischen Ehrgeiz Gränzen zu setzen. Alle diese Mächte, welche über die Grundlagen einverstanden waren, fanden, daß man Polen in diesen neuen Bund ziehen müßte, daß es aber vor allen Dingen nöthig sey, ihm eine unabhängige Regierungs-Form zu verschaffen, welche durch keinen fremden Einfluß geleitet würde. —

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Unsere Zeit, oder Geschichtliche Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789 - 1830

Bd.: 6, H. 21

1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB L 23(6#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420280-5